

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: [digibib.ub@uni-rostock.de](mailto:digibib.ub@uni-rostock.de) .

Das PDF wurde erstellt am: 07.07.2025, 10:22 Uhr.

---

Siegfried Neumann René Wiese Thomas Triller

## **Mündliches Erzählen und Mundartliteratur : Studien zu Fritz Reuter, Fritz Meyer-Scharffenberg und Berthold Brügge**

Rostock: Wossidlo-Archiv, 2002

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1891265466>

Druck Freier  Zugang  All Rights Reserved OCR-Volltext

# Mündliches Erzählen und Mundartliteratur

Studien zu Fritz Reuter, Fritz Meyer-  
Scharffenberg und Berthold Brügge

Herausgegeben von  
Siegfried Neumann



Rostock  
Wossidlo-Archiv

Mündliches Erzählen  
und Mundartliteratur

Hrsg. von Siegfried Neumann

Universität Rostock  
Institut für Volkskunde  
Wossidlo-Archiv

Kleine Schriften

Herausgegeben von  
Siegfried Neumann

Heft 9

© 2002 by  
Wossidlo-Archiv  
D 18055 Rostock  
Schillerplatz 8

# Mündliches Erzählen und Mundartliteratur

Studien zu Fritz Reuter, Fritz Meyer-  
Scharffenberg und Berthold Brügge

Herausgegeben von  
Siegfried Neumann

Mit Beiträgen von Siegfried Neumann,  
René Wiese und Thomas Triller

Rostock  
Wossidlo-Archiv  
2002

## Inhalt

Siegfried Neumann:

*Mündlichkeit in der Dialektliteratur Mecklenburgs* 5

Siegfried Neumann:

*Fritz Reuter – vom mündlichen zum literarischen Erzähler. Volkssprache und Volksdichtung in seinem dichterischen Werk* 11

- I. Vorbemerkung 11
- II. Fritz Reuters Entwicklung zum Erzähler 12
- III. Reuters erste literarische Versuche 19
- IV. Reuters LÄUSCHEN UN RIEMELS – Schwänke in Versen 22
- V. Reuters Versdichtungen in Neubrandenburg und ihr Sagengehalt 29
- VI. Erzählhaltung und Sagenrezeption in Reuters Romanen 30
- VII. Sprichwörter in Reuters dichterischem Werk 35
- VIII. Resümee 40

René Wiese:

*Fritz Meyer-Scharffenbergs DÖRPGESCHICHTEN. Mundartliches Erzählen im kulturpolitischen Kontext* 41

- I. Vorbemerkung 41
- II. Fritz Meyer-Scharffenberg und die Kultur- und Agrarpolitik der DDR in den 1950er Jahren 41
- III. Die Konzeption der DÖRPGESCHICHTEN Meyer-Scharffenbergs von 1959 46
- IV. Zur Neubearbeitung der DÖRPGESCHICHTEN von 1974 53
- V. Die Mundartgedichte in den DÖRPGESCHICHTEN 63
- VI. Zur Sprache Meyer-Scharffenbergs in den DÖRPGESCHICHTEN 65
- VII. Resümee 65

Thomas Triller:

*Die Erzählkunst Berthold Brügges in MIT OLL TOPP BIE KAP HUURN. Mundartliches Erzählen als literarisches Prinzip* 69

- I. Die Themenvielfalt im Werk Berthold Brügges 69
- II. Arten der narrativen Texte Berthold Brügges 72
- III. Berthold Brügges Art des Erzählens 76
- IV. Zu Berthold Brügges Humor 92
- V. Zusammenfassung 94

# Mündlichkeit in der Dialektliteratur Mecklenburgs

Von Siegfried Neumann

Die Frage nach dem Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit spielt vor allem in der historischen Erzählforschung eine Rolle, in der es um die Erfassung der Traditionswege von Erzählstoffen geht: Wie einerseits manches Sujet aus literarischen Werken in die mündliche Überlieferung einging und dort fortlebte, so fanden andererseits immer wieder Stoffe der 'Volkserzählung' literarische Bearbeitungen, die ihrerseits auf die orale Tradition rückwirken konnten. So haben sich manche volkstümlichen Erzählstoffe (die aus älterer Zeit natürlich nur überliefert sind, soweit sie aufgeschrieben wurden) nicht nur über Jahrhunderte lebendig erhalten<sup>1</sup>, sondern in ihrer unterschiedlichen inhaltlichen und stilistischen Ausformung auch Einfluss auf die weitere erzählerische Wiedergabe, ja auf das mündliche Erzählen überhaupt gehabt.

Das war – von der Hochsprache her – bedingt auch im niederdeutschen Sprachgebiet möglich, wo das regionale Plattdeutsch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein 'Volksprache' blieb, in der man kommunizierte und erzählte, während es bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts so gut wie keine Mundartliteratur gab. Hier geht es jedoch weder um literarische Einflüsse noch um die schriftliche Fixierung mündlichen Erzählens, sondern darum, ob und inwieweit das gesprochene Plattdeutsch die gehobene Dialektliteratur geprägt hat. Als Fritz Reuter (1810-1874)<sup>2</sup> – nach seinem Scheitern als

---

<sup>1</sup> Vgl. z.B. Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart. Sagen, Märchen, Exempel und Schwänke mit einem Kommentar hrsg. von Lutz Röhrich. Bd. 1-2, Bern / München 1962, 1967; Volksdichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Hrsg. von Lutz Röhrich und Erika Lindig. Tübingen 1989 sowie die Erzähltypen-Artikel in: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begründet von Kurt Ranke, ab Bd. 5 hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich u.a. Bd. 1-10, Berlin / New York 1977-2002.

<sup>2</sup> Als bis heute gültige biographische Darstellung des Dichters gilt die große Monographie von Kurt Batt: Fritz Reuter. Leben und Werk. Rostock 1967. Die beste Übersicht über die Reuter-Literatur bieten immer noch Arnold Hückstädt / Wolfgang Siegmund: Fritz Reuter. Wissenschaftliche Bibliographie zu Leben, Werk und Wirkung. Reuterstadt Stavenhagen 1982.

Student und als Landwirt – im Jahre 1853 mit seinen LÄUSCHEN UN RIEMELS auf den Plan trat, diente das Plattdeutsche in Mecklenburg lediglich zur mündlichen Verständigung, die im Wesentlichen auf die Belange und Bedürfnisse des Alltags der unteren und mittleren Sozialschichten ausgerichtet war. Dieses Plattdeutsch und seine Ausagemöglichkeiten waren Reuter so geläufig und selbstverständlich, dass er deren funktionellen Rahmen auch in seinen Versen nicht zu überschreiten suchte. Das betrifft sowohl die Wahl der Themen aus dem Bereich der dörflich-kleinstädtischen Lebenswelt wie den natürlichen Sprachduktus der Mundart, der bei ihm nie gekünstelt wirkt. Immerhin hielt Reuter seine plattdeutschen Verserzählungen, vor allem KEIN HÜSUNG (1858), lange für seine eigentlichen Dichtungen. Als er jedoch – zunächst eher aus Verlegenheit – plattdeutsche Prosa zu schreiben begann, hatte er das ihm gemäße Metier gefunden. In seinen großen Romanen von der FRANZOSENTID (1860) bis zur STROMTID (1863/64) machte er die eigene Lebens- und Erlebniswelt zum Gegenstand seiner Dichtung, das soziale Umfeld also, in dem der normale geistige Austausch in der Mundart geschah, und konnte daher im Wesentlichen so schreiben, wie er plattdeutsch zu erzählen gewohnt war. Damit stellte Reuter sich in den Zusammenhang der mündlichen Erzähltradition. Schon Kurt Batt stellte fest: „Der ungezwungene Stil, der sich auffällig trotz der Verwendung von Nebensätzen der gesprochenen mundartlichen Rede anpaßt, läßt erkennen, wie sehr Reuters Kunst ihre Wurzeln im mündlichen Erzählen hat.“<sup>3</sup> Damit setzte er die formelhafte Behauptung „Eine Rede ist keine Schreibe“ nicht außer Kraft. Es gehört vielmehr gerade zur Leistung Reuters, das mündliche Plattdeutsch nicht nur literaturfähig gemacht, sondern – speziell in seinen Romanen – zugleich Maßstäbe für die dichterische Verwendung der Mundart überhaupt gesetzt zu haben.

Nach Batt bedarf die Mundartepik „der Fiktion eines Erzählers, weil der Dialekt selbst nur als gesprochene Sprache existiert und die Mundartliteratur ihre schönsten Wirkungen dort erzielt, wo sie der mündlichen Erzählung besonders nahekommt“.<sup>4</sup> Das ist bei Reuter am deutlichsten in der durchgängigen Ich-Erzählung der FESTUNGSTID

<sup>3</sup> Kurt Batt: Die Beziehungen von Sprachgestalt und Erzählhaltung in Reuters Prosawerken. In: Fritz Reuter. Eine Festschrift zum 150. Geburtstag. Rostock 1960, S. 130-145, hier S. 135.

<sup>4</sup> Batt, Reuter 1967 (wie Anm. 2), S. 306.

(1862) der Fall. Man hat aber auch bei der Lektüre der anderen Romane Reuters den Eindruck, in dem viel gelesenen Dichter einen naiven, weithin spontanen Geschichtenerzähler vor sich zu haben.

John Brinckman (1814-1870)<sup>5</sup>, dessen fiktive Mündlichkeit in seiner plattdeutschen Prosa eine gesonderte Untersuchung verdiente, wurde nach wechselvollen Jahren in Mecklenburg und Amerika im Jahre 1849 Lehrer in Güstrow, wo er als plattdeutscher Autor – wie Reuter – zunächst an die Volkserzählung anknüpfte. 1854 erschien seine Erzählung *VOSS UN SWINÄGEL ORE DAT BRÜDEN GEIHT ÜM*, in der er das Tiermärchen vom Wettlauf zwischen Hase und Igel originell variierte und so den Sieg des 'kleinen Mannes' über seine Peiniger schilderte. Unmittelbar darauf entstand die auf ein Novellenmärchen zurückgreifende Erzählung *HÖGER UP*, in der Brinckman in souveräner Verflechtung von Märchen und Posse das soziale Wunschbild des Aufstiegs eines Bauernjungen zum Ritter gestaltete, aber zu Lebzeiten keinen Verleger dafür fand (das Manuskript wurde erst 1885 gedruckt).

Glücklicher war der Dichter mit seiner Prosadichtung *KASPAR-OHM UN ICK*, die als schmales Bändchen erstmals 1855 und dann, um das Sechsfache erweitert, in seiner endgültigen Form 1868 herauskam. Hier gestaltete Brinckman selbsterlebte oder gehörte Familien- und Lokalgeschichten und zeichnete seine Vaterstadt Rostock mit verklärendem Humor als Kinderparadies und Schifferidylle. Dabei versuchte er – wie in seinen maritimen Erzählungen *PETER LURENZ BI ABUKIR* (1868) und *DE GENERALREEDER* (postum 1886) – noch unmittelbarer als in den Märchen-Adaptionen den Eindruck mündlichen Erzählens zu wecken, indem er nicht nur Ich-Erzähler vorführte, sondern ganze Erzählrunden darstellte, in denen dem jeweiligen Erzähler ein lauschender Hörerkreis gegenübersteht. Hier konnten des Dichters Fabulierlust und seine komische Ader sich am glücklichsten ausleben. Wie Reuter gelang es auch Brinckman, mit dem Übergang zum plattdeutschen Schreiben zu volkstümlich-realistischem Erzählen zu finden. Er war offenkundig bemüht, dem Sprachduktus der Seeleute und der Menschen auf dem Lande (in *UNS HERRGOTT UP REISEN*; 1870) möglichst nahe zu kommen, wählte aber für die Mundart eine Schreibweise, die schwer lesbar ist.

<sup>5</sup> Vgl. die aktuellen Biographien: Kurt Batt: John Brinckman. Entwicklung und Werk. In: John Brinckman: Werke. Hrsg. von Kurt Batt. Bd. 1, Rostock<sup>3</sup>1970, S. 5-33; Wolfgang Siegmund: John Brinckman 1814-1870. Ein Lebensbild. Rostock 2000.

Auch die zaghaften Wiederanfänge auf dem Gebiet der Mundartliteratur in Mecklenburg nach dem zweiten Weltkrieg basierten zunächst auf mündlich Erzähltem. Als der Journalist Fritz Meyer-Scharffenberg (1912-1975)<sup>6</sup>, jahrelang unschuldig inhaftiert, nach seiner Entlassung 1953 ein Buch über die Region um Wismar plante und dafür kulturhistorische Recherchen im Klützer Winkel anstellte, stieß er dort auf mehrere begabte Erzähler. Während ihre sachlichen Auskünfte in sein Buch eingingen<sup>7</sup>, reizte ihn eine Reihe merkwürdiger Alltagserzählungen, die sie ihm mitteilten, zu literarischer Gestaltung. Er griff diese 'Geschichten aus dem Leben' auf, wie sie unter den Bauern der Gegend kursierten, und erzählte sie nach, wobei er nicht nur die Inhalte wiedergab, sondern auch weitgehend die Erzählweise seiner Gewährsleute übernahm. Dabei gelang es ihm sowohl, die Stoffe der Erzählungen schriftstellerisch auszugestalten, als auch die Ausdrucksweise des mündlichen plattdeutschen Erzählens literarisch nutzbar zu machen. Seine 1959 erschienenen DÖRPGESCHICHTEN gehören zweifellos zu dem Besten, was es an belletristischen Zeugnissen über das mecklenburgische Dorf in der Umbruchphase während der 1940er und 1950er Jahre, zwischen Bodenreform und Zwangskollektivierung, gibt<sup>8</sup>, obwohl der politisch-agitatorische Tenor mancher Erzählungen viele Leser abstieß, so dass das Buch schwer verkäuflich war. Meyer-Scharffenberg schrieb deshalb zukünftig fast nur noch hochdeutsch.

Die weitgehende Streichung der agitatorisch wirkenden Passus in einer Neubearbeitung der DÖRPGESCHICHTEN, die 1974 auf den Markt kam, machte das Buch jedoch so attraktiv, dass mehrere Nachauflagen möglich wurden. Hier ist zweifellos beste mundartliche, teils humorige Volkserzählkunst auf ein ansprechendes künstlerisches Niveau gehoben.

Auch andere in mecklenburgischer Mundart schreibende Autoren waren bemüht, die Nähe zur mündlichen Ausdrucksweise zu wahren.

---

<sup>6</sup> Zur Biographie vgl. René Wiese; Fritz Meyer-Scharffenberg. In: Mecklenburger in der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Ilona Buchsteiner. Rostock 2001, S. 317-328.

<sup>7</sup> Fritz Meyer-Scharffenberg: Die Insel Poel und der Klützer Winkel. Rostock 1956.

<sup>8</sup> Vgl. Wolfgang Lindow: Dörpgeschichten aus Mecklenburg. Das Dorf im Umbruch. Von Fritz Meyer-Scharffenberg. In: Plattdeutsche Erzähler und plattdeutsche Erzählungen der Gegenwart. Hrsg. von Johann Diedrich Bellmann und Wolfgang Lindow. Neumünster 1968, S. 189-201.

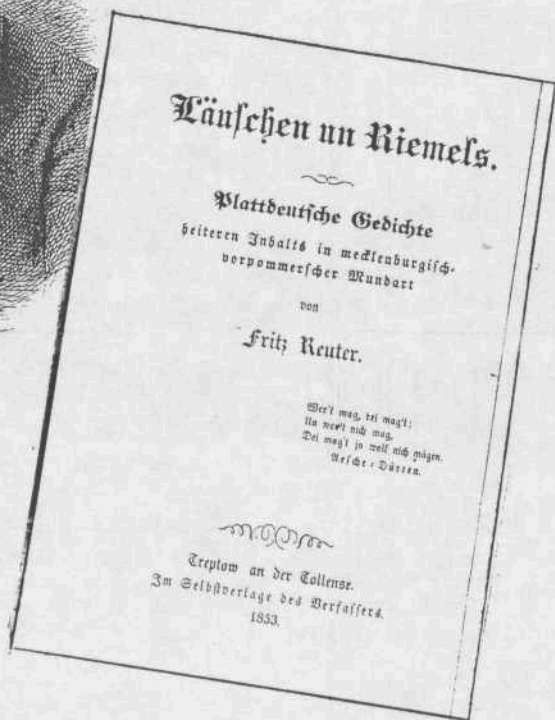
Aber wo die Volkserzählung, insbesondere der Schwank, als Muster diente, wurde vielfach kaum mehr geboten, als begabte Schwank-erzähler aus dem Augenblick heraus mündlich zum Besten gaben. Dafür finden sich in der Presse seit den siebziger Jahren vielfältige Beispiele.

Eine der großen Ausnahmen ist Berthold Brügge (1909-1979)<sup>9</sup>, der sich in den verschiedensten Berufen versuchen musste, ehe er eine feste Anstellung an der Rostocker Neptunwerft erhielt und die Muße zum Schreiben fand. Sein Erzählungsband MIT OLL TOPP BIE KAP HUURN, der 1977 erschien, weist ihn als plattdeutschen Erzähler besonderer Art aus. Ob in seinen sehr persönlichen Kindheits- und Familiengeschichten, in seinen reportagehaften oder phantasievollen Erzählungen über Fischer und Seeleute oder in seinen sehr poesievollen Stimmungsbildern – überall spürt man die Nähe zum mündlichen Erzählen, das ihm, dem urwüchsigen Erzähl talent, deutlich das Vorbild für sein literarisches Erzählen gewesen ist. Nicht nur seine Gestalten reden, wie man es im Alltag von ihnen erwarten würde, sondern auch der Autor erzählt seine Geschichten großenteils, dass man glaubt, so könnte er sie auch spontan-mündlich wiedergeben. So ist es kein Zufall, dass Brügge immer wieder Erzählrahmen wählt, dass seine Gestalten also in fiktiven, aber nahe liegenden Situationen Erlebtes oder Erdachtes in wörtlicher Rede selbst erzählen. Das geschieht so nah am real Möglichen, dass der auf den Inhalt fixierte Leser dieses Fiktive kaum bemerkt. Dabei spielt sicherlich eine Rolle, dass ein Teil des in dem Band Mitgeteilten nicht für den Druck, sondern für die Wiedergabe im Rundfunk geschrieben wurde. Hier verarbeitete Brügge sowohl Selbsterlebtes, das in der Form der Rückerinnerung geboten wird, als auch Gehörtes, das ihn zur Wiedergabe stimulierte. Dabei nutzte er alle poetischen Mittel, die die Mundart bereit hält oder überhaupt zulässt, ohne den Eindruck der Mündlichkeit aufzuheben. Aber ebenso unverkennbar ist die Orientierung an literarischen Vorbildern, etwa an Brinckman, sowie das Bestreben, den jeweiligen stofflichen Vorwurf, die jeweilige Situation oder Stimmung voll auszuschöpfen. Hierin liegt die Stärke des Autors Brügge, der weder auf eine Thematik noch auf ein literarisches Genre festgelegt ist, sondern immer wieder durch die Vielfalt in Inhalt und Ausdruckswahl, vor allem aber durch die

<sup>9</sup> Eine wirkliche Biographie Berthold Brüggens steht noch aus. So sei hier nur auf die bibliographischen Angaben auf S. 95 dieser Publikation hingewiesen.

Eindringlichkeit seiner erzählerischen Wiedergabe überrascht. Hier ist eine mundartliche Erzählkunst erreicht, die in ihrer Schlichtheit wie Vollendung – ein Ergebnis langen und unermüdlichen Feilens! – in hohem Maße beeindruckt.

Die vier Beiträge dieses Bandes gehen auf ein Hauptseminar zum Thema „Niederdeutsches Erbe – volkskundliche Forschung“ zurück, das ich im Wintersemester 1998/99 an der Universität Rostock gehalten habe. Die im Folgenden zusammen mit meiner Reuter-Studie veröffentlichen, – nur leicht redigierten Arbeiten zweier Studenten über Meyer-Scharffenberg und Brügge zeigen, was interessiert mitarbeitende Teilnehmer eines Seminars im Ergebnis schon zu leisten vermögen. René Wiese schreibt inzwischen an seiner Dissertation, Thomas Triller ist Journalist geworden. S. N.



# Fritz Reuter – vom mündlichen zum literarischen Erzähler Volkssprache und Volksdichtung in seinem dichterischen Werk

Von Siegfried Neumann

## I. Vorbemerkung

Die Erkenntnis, dass Fritz Reuters Dichtungen in hohem Maße dem 'Volksmund' und speziell dem mündlichen Erzählen in seiner Heimat verpflichtet sind, ist nicht neu. Das betrifft in erster Linie die 'Volkssprache', die im 19. Jahrhundert von der ganz überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung gesprochene Mundart, die zu seiner dichterischen Sprache wurde – mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen. So heißt es etwa bei Carl Friedrich Müller, der als einer der ersten diesen 'Volksmund' in Reuters Schriften zu erfassen und zu dokumentieren versuchte: „Denn wenn irgend einer, so hat Fritz Reuter aus dem Volke für sein Volk geschöpft, wenn irgend welche, so strömen seine Schriften den Erdgeruch der mecklenburgischen Lande unverfälscht und kräftig aus. War er doch von Jugend auf mit dem Denken und Empfinden, dem Thun und Treiben, der Schreib- und Sprechweise seines Volks aufs innigste verwachsen, und bildete doch in seinem wechselvollen Lebensgang gerade das Decennium seiner anscheinend unfruchtbaren und zwecklos verbrachten 'Stromtid' dank seinem unmittelbaren Verkehr mit kleinen Leuten und allerlei fahrendem Volk die Zeit der reichsten Befruchtung seines Geistes, aus der sich dann in rascher Folge die goldenen Früchte seiner dichterischen Thätigkeit entwickeln sollten! Diese seine Wanderjahre (1841-1850), in denen er, scheinbar ein verlorener Mensch, innerlich mächtig gefördert und zu tiefeindringendem Verständnis der Natur und der Volksseele geleitet, auf der Landstraße, im Wirtshaus, in der Bauernstube Auge und Ohr weit öffnete und der Biene vergleichbar den Honigseim auch aus den unscheinbarsten Blumen sog, haben ihn zum Meister gereift und ihn befähigt, als er zur Lyra griff, seinem Instrumente Töne zu entlocken, wie sie in reineren und volleren Akkorden nie zuvor in seinem Land erklungen waren. Ja, was Reuter schreibt, ist echt mecklenburgisch; es ist die unverfälschte Sprache seines Volkes, die er redet.“<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Carl Friedrich Müller: Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften. Leipzig 1901, S. V f.

Diese Feststellung – sieht man von ihrer blumig-euphorischen Wiedergabe ab – trifft weithin den Kern der Sache. Reuter bediente sich offensichtlich nicht nur der Mundart als sprachliches Medium, sondern adaptierte auch die Sprechweise der 'einfachen Leute' und die in ihren Äußerungen zutage tretende Gedanken- und Gefühlswelt, mit der er im Verlauf seines Lebens bestens vertraut geworden war.

In diesem Zusammenhang spielte augenscheinlich die mecklenburgische Volksdichtung eine besondere Rolle, wie ebenfalls relativ früh erkannt wurde. So war schon Carl Friedrich Müller bemüht, nicht nur die leicht zu identifizierenden Sprichwörter, sondern auch alles übrige sprichwörtliche Sprachgut der Mecklenburger, das Fritz Reuter mehr oder minder selbstverständlich beim Schreiben mit einfließen ließ, im Fluss seiner Darstellung aufzuspüren und kenntlich zu machen. Karl Theodor Gaedertz hat vehement auf die Bedeutung des tradierten mündlichen Erzählens für die Erzählweise Reuters hingewiesen.<sup>2</sup> Wilhelm Seelmann,<sup>3</sup> Ernst Brandes<sup>4</sup> und andere sind den volkstümlichen Quellen der LÄUSCHEN UN RIEMELS nachgegangen. Gisela Schneidewind hat den Einfluss der sozialkritischen Volkssage auf Reuters Gesellschaftsschilderung nachgewiesen<sup>5</sup>; und Kurt Batt verdanken wir die erste zusammenhängende Darstellung der verschiedenen volkssprachlichen und volkspoetischen Einflüsse im Werk des Dichters.<sup>6</sup> Hier soll es vor allem darum gehen, unter ergänzender Heranziehung von Quellen, die aus volkscundlicher Sicht bisher wenig beachtet wurden, den Weg Reuters vom mündlichen zum literarischen plattdeutschen Erzähler nachzuzeichnen.

## II. Fritz Reuters Entwicklung zum Erzähler

Fritz Reuter, der 1810 geborene Sohn des Stavenhäger Bürgermeisters Ernst Reuter, wuchs in einer Region auf, in der der

<sup>2</sup> Karl Theodor Gaedertz: Fritz Reuter. Leipzig o. J.

<sup>3</sup> Wilhelm Seelmann: Die Entstehung von Reuters Läuschen. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 29, 1903, S. 44-59; ders.: Zur Entstehungsgeschichte einiger Läuschen Reuters. In: Ebenda 32, 1906, S. 81-103.

<sup>4</sup> Ernst Brandes: Eine neue Quelle für Reuter'sche Anekdoten. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 35, 1909, S. 1-16.

<sup>5</sup> Gisela Schneidewind: Die Volkserzählung bei Fritz Reuter. In: Fritz Reuter. Eine Festschrift zum 150. Geburtstag. Rostock 1960, S. 156-170.

<sup>6</sup> Kurt Batt: Fritz Reuter. Leben und Werk. Rostock 1967, passim.

mündliche Austausch über eigenes Erleben, die Probleme des Alltags oder unerhörte Begebenheiten sowie das Erzählen von überlieferten Geschichten wie Sagen und Schwänken die Kommunikation der Menschen in der dörflichen und kleinstädtischen Lebenswelt bestimmten. Sonst wäre die bedeutende Sammlung von Auskünften über alle Bereiche des Lebens und von Erzählgut aller Art, die Richard Wossidlo, der berühmte „Volksprofessor“ der Mecklenburger, unter Angehörigen aller sozialen Schichten, vor allem aber unter den 'einfachen Leuten', zusammentrug, nicht möglich gewesen.<sup>7</sup> So meinte denn auch einer seiner Gewährsleute rückschauend: „Wat hadden de Lüüd früher anners as so 'n Geschichten. Zeitungen gew dat jo nich up 'n Dörpen, un läsen deden de Ollen höchstens 'n bäten in 'n Klenner oder in 't Gesangbok.“<sup>8</sup>

In Reuters Elternhaus wurde natürlich sehr wohl gelesen. Daneben aber tauschte man zum Beispiel des öfteren Erinnerungen an die Franzosenzeit aus,<sup>9</sup> die der Knecht Friedrich Schult aus vermeintlich eigenem Erleben zu ergänzen wusste. So hatte er angeblich die Feldzüge unter dem Herzog von Braunschweig gegen die Franzosen mitgemacht und konnte von mancherlei Heldentaten in den Befreiungskriegen berichten, die er miterlebt oder von denen er gehört haben wollte.<sup>10</sup> Er vermochte die einzelnen Ereignisse aus der Franzosenzeit so lebendig und fasslich zu schildern, dass Fritz, sein jugendlicher Zuhörer, fasziniert war und die empfangenen Eindrücke über Jahrzehnte im Gedächtnis behielt.<sup>11</sup> Die Mutter erzählte ihrem Sohn gelegentlich Märchen oder Sagen und führte ihn behutsam in die Welt der Dichtung ein<sup>12</sup>; und der Ratsherr August Friedrich Herse tischte dem Knaben neben „romantischen und romanhaften Geschichten“ auch schreckenerregende Erzählungen über das

<sup>7</sup> Vgl. Karl Gratopp: Richard Wossidlo. Wesen und Werk. Neumünster 1935; Siegfried Neumann: Richard Wossidlo und das Wossidlo-Archiv in Rostock. Von der volkskundlichen Sammlung des Privatgelehrten zum Institut für Volkskunde in Mecklenburg-Vorpommern. Rostock 1994, S. 9-25.

<sup>8</sup> Richard Wossidlo: Mecklenburgische Sagen. Rostock 1939, Bd. 1, S. XIV.

<sup>9</sup> Conrad Borchling: Fritz Reuters literarhistorische Bedeutung. In: Fritz Reuter. Gedenkbuch zum 100. Geburtstag des Dichters. Wismar 1910, S. 1-37; hier S. 35.

<sup>10</sup> Gaedertz, Reuter (wie Anm. 2), S. 24.

<sup>11</sup> Gustav Raatz: Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuter's Werken. Wismar 1895, S. 80 f.

<sup>12</sup> Martin Schulz: Fritz Reuter – der lange Weg. Rostock 1996, S. 12, 54.

einstige Ritter- und Räuberunwesen in der alten Stavenhäger Burg auf, die ihren Eindruck auf das wissbegierige Kind nicht verfehlten.<sup>13</sup> So kam ihm, wie Reuter in *MEINE VATERSTADT STAVENHAGEN* schreibt, „die alte Mamsell Westphalen, wenn sie heitern Angesichts mit der Lampe in das apfelbewahrende Burgverlies hinunterstieg, ... an Todesverachtung nicht geringer vor als eine zweite Jungfrau von Orleans“. Und weiter heißt es: „Zu diesen in ihren Ausgangspunkten doch am Ende der Wirklichkeit angehörenden Vorstellungen traten durch die Erzählungen unseres Stubenmädchens und unserer Knechte noch die schemenhaften Gebilde der Gespensterwelt. Die beliebten Gestalten von Leuten, die es der Bequemlichkeit wegen vorziehen, den Kopf unter dem Arme zu tragen, der schwarze Pudel, der mit feurigen Augen den Eingang zum unterirdischen Gange bewacht, klagende Stimmen in nächtlicher Stille, die weißen, händeringenden Frauen angehören sollten, Lichter, die plötzlich das ganze Schloß erleuchteten und ebenso plötzlich verschwanden, mischten sich mit den abenteuerlichen Vorstellungen, die ich mir ... gebildet hatte.“<sup>14</sup>

Mit diesem unterschiedlichen Gedanken- und Bildungsgut wurde der Knabe von Seiten der Eltern wohl vorwiegend hochdeutsch, ansonsten aber zweifellos in der Mundart konfrontiert, die er im Umgang mit seinen gleichaltrigen, nur plattdeutsch sprechenden Freunden auf der Straße gleichsam spielend lernte, so dass er wohl schon im Kindesalter sowohl das Hochdeutsche wie das regionale Plattdeutsch als Muttersprache beherrschte.

Ob und inwieweit Reuter in Stavenhagen im Umgang mit Gleichaltrigen und während seiner anschließenden Schulzeit auf den Gymnasien in Friedland (1824-28)<sup>15</sup> und Parchim (1828-31)<sup>16</sup> im Kreis seiner Mitschüler mit mundartlichem Erzählgut in Berührung kam, ist nicht bezeugt. Allerdings soll er schon in Friedland gelegentlich heitere Erzählungen zum Besten gegeben haben.<sup>17</sup>

<sup>13</sup> Gaedertz, Reuter (wie Anm. 2), S. 23.

<sup>14</sup> Fritz Reuter. *Gesammelte Werke und Briefe*. Hrsg. von Kurt Batt. Bd. 1-8. Rostock 1967 (Nachdruck Rostock 1990); hier Bd. 1, S. 355 f.

<sup>15</sup> Gaedertz, Reuter (wie Anm. 2), S. 143.

<sup>16</sup> Ludwig Karnatz: Fritz Reuter als Parchimer Gymnasiast. In: *Ostmecklenburgische Heimat* 5, 1932, S. 124 f.; Hans Heinrich Leopoldi: Fritz Reuter und Parchim. In: *Land und Leute, Kreis Ludwigslust* 2, 1960, S. 27-39.

<sup>17</sup> Wie Anm. 15.

Während des Studiums in Rostock<sup>18</sup> und Jena (1831-33), wo er sich nicht viel mit der ungeliebten Jurisprudenz abgab, sondern lieber in fröhlich disputierender und zechender Runde weilte, dürfte er aber manche tragische oder heitere Geschichte gehört und behalten haben und selbst als Erzähler hervorgetreten sein. Zumindest erinnerte sich ein Jenenser Kommilitone, Reuter habe „oft auf der Kneipe Anekdoten in plattdeutscher Mundart, ähnlich den späteren 'Läuschen' erzählt“.<sup>19</sup> Für solche Anekdoten fand er dann während der sieben Jahre (1833-1840), die er wegen angeblich staatsgefährdender Umtriebe auf verschiedenen Festungen inhaftiert war, im geistigen Austausch mit seinen Mitgefangenen mehr oder minder willige Zuhörer. Dass er in Dömitz von dem Festungskommandanten von Bülow mit deshalb in die Familie eingeladen wurde, weil er die Runde mit launigen Geschichten und Anekdoten zu unterhalten wusste, bezeugt, dass er damals schon über ein gewisses Erzählrepertoire und -talent verfügte.<sup>20</sup>

Nach der Entlassung aus der Haft bemühte sich Fritz Reuter zunächst auf Weisung des Vaters, das unterbrochene Jurastudium in Heidelberg fortzusetzen, konnte sich aber nicht wieder in die spröde Materie hineinfinden. Statt dessen suchte er erneut die studentische Geselligkeit. Ein Studiengenosse von ihm erinnerte sich an die „Beredsamkeit“ dieses „einfachen und schlichten Mecklenburgers“: „Gleich Leuten aus dem Volk konnte er nicht erzählen, ohne die Handelnden selber sprechen zu lassen; aber wie wußte der Schalk in Ausdruck und Gebärde, in Mundart und Stimme die Personen, die er auftreten ließ, nachzuahmen! Gefesselt lauschte der Hörer solcher Kunst; aber daß es Kunst war, wir ahnten es nicht, und er selbst wußte es am allerwenigsten. – Begreiflich blieb es in diesen Tagen nicht nur beim Erzählen von seiner Seite, sondern jeder packte sein Bestes aus. Die Geschichten, Schwänke, Anekdoten, Redensarten, Witze und Einfälle bildeten einen wahren Dekameron aller deutschen

<sup>18</sup> Ludwig Karnatz: Fritz Reuter als Rostocker Student. In: Ostmecklenburgische Heimat 5, 1932, S. 29 f.; Bernhard Wandt: Fritz Reuter in Rostock. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. Gesellschafts- sprachwissenschaftliche Reihe 23, 1974, Heft 9, S. 593-604, hier S. 594-599.

<sup>19</sup> Gaedertz, Reuter (wie Anm. 2), S. 142.

<sup>20</sup> O[tto Hermann]: Fritz Reuter auf der Festung Dömitz. In: Mecklenburgische Monatshefte 11, 1935, S. 298-302, hier S. 300.

Universitäten, welcher leider für die Literatur verloren blieb. ... Was bei unseren Kneipereien über die Tische hinüber erzählt und ausgetauscht wurde, – wahrscheinlich wurde es in die verschiedensten Provinzen Deutschlands hinausgetragen.“<sup>21</sup>

Mag hier im Rückblick auch manches überhöht worden sein, so ist doch augenscheinlich, dass Fritz Reuter zu dieser Zeit schon sowohl sein natürliches Erzähltalent zur Geltung zu bringen wusste als auch in der heimischen Mundart zu erzählen verstand, wobei er anscheinend nicht nur auf ihm geläufige Themen und Sujets tradierter Erzählungen oder ihm bekannt gewordene Neuigkeiten zurückgriff, sondern auch mit eigenen lebensgeschichtlichen Erinnerungen aufwartete. Und man darf wohl hinzufügen, dass er offenbar ungemein gern erzählte.

Als der Vater erkannte, dass es mit dem Jurastudium seines Sohnes nichts werden würde, ließ er ihn zurückholen und schickte ihn zunächst zu seinem Bruder Ernst Reuter, der als Pastor in Jabel bei Malchow ein gastfreies Haus führte und versuchte, seinen deprimierten Neffen psychisch wieder aufzurichten. Dass es ihm weithin gelang, zeigt wohl unter anderm der Umstand, dass Fritz bald zum beliebten Unterhalter seiner Cousinen wurde.<sup>22</sup>

Anfang Januar 1842 bot sich dem verkrachten Studiosus die Möglichkeit, eine Stelle als Landwirtschaftslehrling auf dem Rustschen Pachtgut Demzin bei Stavenhagen anzutreten.<sup>23</sup> Hier begegnete Reuter ausgesprochenen Persönlichkeiten, die nicht nur großen Einfluss auf seine weltanschauliche Entwicklung und seine berufliche Ausbildung zum Landwirt hatten, sondern ihn auch mit einer Fülle neuer Erzählungen bekannt machten, die zwischen ihnen kursierten. Franz Rust selbst war nach dem Zeugnis seiner Tochter „vielseitig gebildet, in Oesterreich, Ungarn und England gewesen und unerschöpflich im Erzählen von Anekdoten und Reiseerlebnissen“<sup>24</sup>, und Hoffmann von Fallersleben bezeugt dasselbe von dem ihm

<sup>21</sup> Gaedertz, Reuter (wie Anm. 2), S. 143.

<sup>22</sup> Schulz, Reuter 1996 (wie Anm. 12), S. 24.

<sup>23</sup> Gaedertz, Reuter (wie Anm. 2), S. 114 f.; Arnold Hückstädt: Fritz Reuter als Praktiker und Theoretiker der Landwirtschaft. In: Heimatkundliches Jahrbuch des Bezirkes Neubrandenburg 2, 1967, S. 75-88, hier S. 82 f.

<sup>24</sup> Karl Theodor Gaedertz: Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Bd. 1-3, Wismar 1896-1901; hier Bd. 2, 1897, S. 75.

befreundeten Gutspächter Rudolf Müller in Holldorf bei Stargard, der „bei guter Laune ... die trockenste Gesellschaft zu beleben und zu erheitern“ vermochte, indem er „mecklenburgische Geschichten, Schwänke und Schnurren“ zum Besten gab.<sup>25</sup> Rudolf Müller hatte ebenso wie sein Bruder Karl, Gutsherr in Scharpzwow bei Stavenhagen und ein „Freund heiteren, geselligen Verkehrs“<sup>26</sup>, enge Beziehungen zu Rust, so dass Reuter wiederholt mit beiden in Kontakt kam.

Aber Reuter liebte es auch, in die Häuser der Bauern und Tagelöhner zu gehen, wo er wegen seiner Leutseligkeit gern gesehen war, gewann ihr Vertrauen und wurde so mit ihren Gepflogenheiten, Problemen und Erzählungen vertraut.<sup>27</sup> Hier eröffnete sich ihm eine neue Erlebniswelt, die er bisher im Grunde nur am Rande kennen gelernt hatte. In den Erzählrunden der Dorfbewölkerung, in ihren Wohnungen oder auf der Sitzbank vor der Tür, in den Kammern der Knechte oder im Gasthaus beim Bier oder Kœm, lernte er das spontane Erzählen einfacher Leute, den magischen Reiz beherrschender Erzählsituationen sowie die speziellen Akzente und künstlerischen Mittel ursprünglicher Volkserzählkunst kennen.<sup>28</sup> Vor allem die Schilderungen der sozialen Lage, die Erlebnisberichte und die Schwänke, die er hörte, prägten sich ihm ein; und prägnante plattdeutsche Sprichwörter, Redensarten und Redewendungen, die er noch nicht kannte, trug er gelegentlich auch in sein Notizbuch ein.<sup>29</sup>

Dabei ging es ihm zunächst wohl vornehmlich darum, an der Unterhaltung in den verschiedenen Bekanntenkreisen teilzuhaben und dabei gleichsam im Nebenbei auch Anregungen für das eigene Erzählen zu erhalten. Reuter wusste sich selbst gekonnt in die Unterhaltung einzubringen und verstand es, eine Gesellschaft durch kurzweilige Geschichtchen zu fesseln, wobei ihm neben selbst Erlebtem manches Gehörte gut zupass kam.<sup>30</sup> Hoffmann von

<sup>25</sup> August Heinrich Hoffmann von Fallersleben: *Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen*. Bd. 4, Hannover 1868, S. 140.

<sup>26</sup> Ebenda, S. 146.

<sup>27</sup> Gaedertz, *Aus Reuters ... Tagen* (wie Anm. 24), Bd. 2, 1897, S. 75.

<sup>28</sup> Batt, *Reuter 1967* (wie Anm. 6), S. 100 f., 156.

<sup>29</sup> *Reuters Werke*. Hrsg. von Karl Theodor Gaedertz, neu hrsg. von Carl W. Neumann. Bd. 1-8, Leipzig 1927; hier Bd. 1, S. 56, 59.

<sup>30</sup> *Reuters Werke*. Nach der in Gemeinschaft mit Conrad Borchling und Ernst Brandes besorgten Ausgabe neubearbeitet und ergänzt von Wilhelm Seelmann und Heinrich Brömse. Bd. 1-12, Leipzig 1936; hier Bd. 12, S. 47.

Fallersleben berichtet über einen Aufenthalt in Scharpzwow bei Karl Müller unter anderem: „Den zweiten Abend [am 21.4.1844] fand sich Fritz Reuter ein. Er erzählte uns stundenlang von seinem siebenjährigen Gefängnißleben so lebendig, so humoristisch, daß wir uns gar nicht satt hören konnten. Ich bat ihn mehrmals dringend, Alles aufzuzeichnen und gerade so, wie er es eben erzählt hatte. Ich versprach mir den größten Erfolg davon.“<sup>31</sup>

Reuter, der sich auf Demzin sehr wohl fühlte, hatte zu dieser Zeit bereits zur Feder gegriffen und beschäftigte sich mit Abhandlungen zur Landwirtschaft und zu politischen Fragen, die im Vormärz aktuell waren.<sup>32</sup> Außerdem reimte er seit seiner Schulzeit gern, zumal es ihm leicht von der Hand ging. So mochte es zunächst einer übermütigen Laune geschuldet sein, dass er einzelne Schwänke in plattdeutsche Reime brachte und diese zum Gaudium der gutsherrlichen Gesellschaft, in der er lebte, vortrug.

Weihnachten 1845, als er wieder einmal dem Alkohol erlegen war, floh Reuter jedoch tief beschämt zu seinem Freund Fritz Peters (einem Schwager Rusts), der das Gut Thalberg bei Treptow [heute Altentreptow] gepachtet hatte. Hier wurde Reuter, der neben seinen nur lässig wahrgenommenen landwirtschaftlichen Pflichten verstärkt seiner seit früher Jugend betriebenen Zeichen- und Maltätigkeit frönte, für all und jedes Verständnis entgegen gebracht. So fand er sich auch wiederum gern mit Handwerkern, Inspektoren und Händlern zu geselliger Runde zusammen und suchte das Gespräch mit den Tagelöhnern des Gutes, zunächst aus einer Art Zugehörigkeitsgefühl heraus, aber wohl auch aus Freude an merkwürdigen Neuigkeiten und Geschichten, die er hier erfuhr und beim abendlichen Umtrunk oder Kartenspiel zum Besten geben konnte.<sup>33</sup> Manches von ihm Gereimte fand so viel Beifall, dass es ihn ermunterte, damit fortzufahren, obwohl er das lange nur als amüsanten Zeitvertreib empfand. Er sah sich während der Jahre in Demzin und Thalberg vornehmlich als Landwirt und schrieb noch rückschauend in der FESTUNGSTID: „Ick segen de Landwirtschaft, sei hett mi gesund makt un hett mi frischen Maud in de Adern gaten.“<sup>34</sup>

<sup>31</sup> Hoffmann von Fallersleben, *Leben* (wie Anm. 25), Bd. 4, 1868, S. 146 f.

<sup>32</sup> Hückstädt, *Reuter als Praktiker 1967* (wie Anm. 23).

<sup>33</sup> Batt, *Reuter 1967*, (wie Anm. 6), S. 101, 156 f.

<sup>34</sup> *Reuters Werke*, hrsg. von Batt 1967 (wie Anm. 14), Bd. 4, S. 336.

Diese Jahre als angehender Landwirt bildeten tatsächlich so etwas wie Reuters eigentliche Studienzeit: „Während er als prächtiger Erzähler alle Welt ergötzte, während er als aufmerksamer Beobachter mit Land und Leuten, mit ihrem Leben, ihren Freuden und Leiden vertraut wurde, während er wie spielend charakteristische Typen mit dem Zeichen- und Pastellstift festhielt, gewann er eine unerschöpfliche Fundgrube für seine künftigen Werke.“<sup>35</sup>

### III. Reuters erste literarische Versuche

Um zu ernsthafter literarischer Arbeit zu finden, bedurfte es freilich des intensiven Kontaktes zur bürgerlichen Oppositionsbewegung des Vormärz, die im Hause Karl Müllers in Scharpzwow einen ihrer Treffpunkte hatte. Schon in Demzin begann Reuter an der Adellsatire *Die Feier des Geburtstages der regierenden Frau Gräfin* zu schreiben, die 1846/47 anonym in Heinrich Friedrich Wilhelm Raabes *Periodicum MECKLENBURG. EIN JAHRBUCH FÜR ALLE STÄNDE* erschien und der weitere hochdeutsche Satiren und, wie gesagt, Artikel zur Landwirtschaft folgten. Dass Reuter hier mit der Feder Partei nahm, geschah als Reaktion auf sein Erlebnis der spätfeudalen Verhältnisse in Mecklenburg, das nachhaltig seine politische Haltung bestimmte und nicht nur in seiner streitbaren Publizistik, sondern auch in dem Romanfragment des *HAKENSTERZ* seinen Niederschlag fand.<sup>36</sup> Hier nutzte Reuter die Möglichkeit, sich auch schriftlich als Erzähler und Satiriker auszuprobieren, und tastete in diesen hochdeutschen Versuchen jene Stoffgebiete ab, die er später in seinen plattdeutschen Werken gestalten sollte. Dabei macht das Nebeneinander von *HAKENSTERZ* und *STROMTID* freilich auch den Umweg deutlich, den Reuter mit dieser Vorstufe hin zu seinem reifsten Werk gegangen ist – wobei es hervorgehoben zu werden verdient, dass beide auf der gleichen Erlebnisgrundlage beruhen: den Eindrücken Reuters aus seiner Zeit als Landwirt. Während der *HAKENSTERZ* jedoch von der Warte des beobachtenden Intellektuellen geschrieben erscheint, wirkt die *STROMTID* deutlich aus der Sicht des Stroms erzählt.

<sup>35</sup> A. Römer: Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen. Berlin 1896, S. 52.

<sup>36</sup> Batt, Reuter 1967 (wie Anm. 6), S. 122-135.

Zwischen beiden Werken liegt mehr als ein Jahrzehnt, in dem Reuter die Ausdrucksmöglichkeiten der Volkssprache für sein poetisches Bemühen erkundete und dabei weithin auf das naive mundartliche Erzählen, wie er es kennen gelernt hatte, sowie – soweit möglich – auf Sujets, Gehalte und Gestaltungsmittel der mündlichen Volkserzählung zurückgriff.<sup>37</sup> Auch hier reichen die Anfänge, sich damit in die Öffentlichkeit zu wagen, bis in die Stromzeit zurück, wie zum Beispiel der 1847 in Raabes Jahrbuch MECKLENBURG abgedruckte Versschwank *Der Gedankensünd* zeigt, den Reuter später nur wenig verändert in seine LÄUSCHEN UN RIEMELS (I, 54) übernahm.

In Thalberg spielten volkstümliche Schwänke und Anekdoten aber zunächst noch vor allem als mündliches Erzählgut eine Rolle. Reuter hatte inzwischen so viel davon im Gedächtnis parat, dass er als überaus beliebter Erzähler „eine ganze Gesellschaft aufheitern und, selber mitteilhaft, dabei aus dem Schweigsamsten ein Histörchen herauslocken konnte“. Auch „aus seinem eigenen bewegten Leben wußte er vortrefflich zu erzählen, und wie dem echten Volkserzähler verschoben sich ihm Wahrheit und Dichtung oft genug: uralte Schnurren der internationalen Überlieferung verknüpfte er seelenruhig mit Episoden seines eigenen Lebens oder mit wohlbekannten Personen und Lokalitäten der nächsten Nachbarschaft“.<sup>38</sup> Diese Praxis übte er auch bei seinen schriftlichen Läuschen, die er jedoch zunächst, mit seinen hochdeutschen Schriften beschäftigt, nur sporadisch reimte.

Ab 1848 wohnte Fritz Reuter teils bei seinen Halbschwestern in Stavenhagen, teils weiter in Thalberg, um die Verbindung zur landwirtschaftlichen Praxis nicht zu verlieren, vor allem aber wohl, weil er den geistigen Kontakt zu seinem Freund Fritz Peters suchte. Zugleich engagierte er sich in dem freisinnigen Verein, der im Revolutionsjahr 1848 in Stavenhagen gegründet wurde, und ließ sich als Abgeordneter der Stadt zu dem außerordentlichen Landtag delegieren, der vom 28. April bis zum 17. Mai 1848 in Schwerin stattfand. Hier wurde zweifellos sein Gespür für politische und

<sup>37</sup> Siegfried Neumann: Fritz Reuter – Vom Strom zum Läuschendichter. In: Von der Stromzeit zur „Stromtid“. Zum 175. Geburtstag Fritz Reuters. Wissenschaftliche Konferenz am 8. November 1985 in Neubrandenburg. Kikut. Plattdösch gistern un hüt 10, 1985, S. 27-32.

<sup>38</sup> Borchling, Reuters ... Bedeutung 1910 (wie Anm. 9), S. 24.

soziale Fragen weiter geschärft<sup>39</sup>, wie seine späteren Dichtungen ausweisen sollten.

Zunächst war davon freilich wenig zu spüren. Als Reuter 1850 im Bewusstsein, sich die Pachtung eines Gutes nie leisten zu können, die Landwirtschaft aufgab, als Privatlehrer nach Treptow ging und seine große Liebe, die Pfarrerstochter Louise Kuntze, heiratete, begann er zwar überwiegend plattdeutsch zu schreiben, aber vor allem Polterabendgedichte und Julklappverse, Einladungsreime und Trinksprüche, die vorrangig dem kleinbürgerlichen Pläsier dienen sollten. Man wählte den engagierten Liebling der Schuljugend und Treptower Stadtpoeten schon 1853 zum Stadtverordneten. Das Scheitern der Revolution von 1848/49 veranlasste Reuter jedoch im Grunde zur Abkehr von politischer Betätigung und zum Rückzug ins Private, auch als Autor, wie insbesondere Kurt Batt überzeugend gezeigt hat. Es geschah also unter dem Zwang der Verhältnisse, „daß der gleiche Mann, der acht Jahre zuvor noch Satiren in der Nachfolge der Vormärzdichter geschrieben und wenig später nach dem Lorbeer des Gesellschaftsromanciers gegriffen hatte, sich nun daranmachte, heitere, zum Teil auch alberne Gelegenheitsverse für ein landstädtisches Publikum zu schmieden“.<sup>40</sup>

Doch als Reuter damit begann, wie in Thalberg erprobt, einzelne Stoffe des niederdeutschen und speziell des mecklenburgischen Volksschwanks, die ihn besonders reizten, das heißt schon ausgeformte, beliebte Erzählungen in plattdeutsche Verse zu fassen und dabei erzählerisch auszuschnücken, hatte er einen für ihn lohnenden Darstellungsbereich gefunden. Das erste Echo kam anscheinend von seinen Schülern, die ihn mit Bitten um launige Verserzählungen bestürmt haben sollen, um mit deren Deklamation im Dialekt glänzen zu können.<sup>41</sup> Die Sujets waren Reuter teils vom Hören und Wiedererzählen aus früheren Jahren geläufig. Weitere hörte der hinreißende Gesellschafter im Kreise Treptower Honoratioren und wohlhabender Landleute, die sich regelmäßig im „Schachclub“ trafen und dabei Neuigkeiten sowie Anekdoten und Schwänke austauschten. Besonders der Justizrat Ludwig Schröder

<sup>39</sup> Gaedertz, Reuter (wie Anm. 2), S. 126.

<sup>40</sup> Batt, Reuter 1967 (wie Anm. 6), S. 149.

<sup>41</sup> Gaedertz, Aus Reuters ... Tagen (wie Anm. 24), Bd. 3, 1901, S. 66.

erzählte hier manches „lustige Stück“ und scheint Reuter auch zum Nachdichten angeregt und schließlich (nach dem Erscheinen von Klaus Groths QUICKBORN) zur Veröffentlichung ermuntert zu haben.<sup>42</sup>

#### IV. Reuters LÄUSCHEN UN RIEMELS – Schwänke in Versen

Nun sah Reuter die Chance, mit seinen gereimten Läuschen vielleicht etwas zu verdienen, um seine kärglichen Verhältnisse aufzubessern, und war mit Eifer dabei. Seine Frau berichtete darüber: „Fast allabendlich, nach Beendigung von sechs bis sieben Privatstunden, wurden von acht bis zehn Uhr 'Läuschen' geschrieben, harmlose, teils selbsterlebte, teils allbekannte kleine Anekdoten, die er oft schon in heitern Freundeskreisen ergötzlich erzählt hatte. ... ‚Will doch sehn, Wising, wie sich die Dinger auf dem Papier ausnehmen‘, sagte er dann seelenvergnügt, ‚und wie sie sich da anhören. Jetzt unterbrich mich aber nicht!‘ – Ich saß dann am Nebentisch mäuschenstill bei meiner Arbeit, sah, wie die Feder flog, wie er dann und wann mir zunickte, auch wohl murmelte: ‚Nein, so nicht – so ist's besser‘, und: ‚Das wird dir gefallen‘, und: ‚Nun hör zu! Das Ding ist fertig.‘ – O, wie ich zuhörte! – ‚Na, was meinst du dazu? Gefällt dir's?‘ – ‚Ach ja, Fritz, besonders der Schluß.‘ – ‚Siehst du, Kind‘, rief er dann, herum-springend und sich vergnügt die Hände reibend, ‚darauf kommt's ja eben an; das ist die Pointe, mußt du wissen. Sonntag les' ich's in Thalberg vor; gefällt's da auch, schreib' ich ruhig weiter; hab' noch 'ne Menge solcher Dinger am Bändel, und wer weiß, ob ich's dann nicht noch mal drucken lasse.“<sup>43</sup> Auch aus Thalberg, von Fritz Peters, haben wir ein Zeugnis dazu: „Nicht die am wenigsten angenehmen Stunden waren diese, wenn wir uns, mitunter noch mit einigen guten Freunden, bei einem Glase Weines seine neuen Schöpfungen vortragen ließen; auch wurde ihm bei solcher Gelegenheit gar manches ihm bis dahin noch nicht bekannte Läuschen mitgeteilt.“<sup>44</sup>

Reuter hat anscheinend regelrecht neue Schwänke und Schnurren gesammelt. So fragte er nicht nur am Stammtisch, sondern auch in anderen geselligen Runden oder unter seinen Schülern: „Kinder, weiß

<sup>42</sup> Gaedertz, Aus Reuters ... Tagen (wie Anm. 24), Bd. 3, 1901, S. 66.

<sup>43</sup> Gaedertz, Reuter (wie Anm. 2), S. 133.

<sup>44</sup> Karl Theodor Gaedertz: Fritz Reuter-Studien. Wismar 1890, S. 204.

nicht einer von Euch eine niedliche Geschichte mit einer Pointe?<sup>45</sup> Die beiden Ärzte Wilhelm Adam zu Treptow und Michel Markus zu Anklam, die häufig zu Patienten auf den umliegenden Gutshöfen und Dörfern gerufen wurden, hörten sich regelrecht nach heiteren Geschichten für ihn um.<sup>46</sup> Mit Vorliebe nutzte Reuter aber wohl die humoristischen Erzählungen des schon genannten Justizrats Ludwig Schröder, der ihm anscheinend alles mitteilte, was er davon kannte, von Reuter die Mappe mit den fertigen Riemels immer wieder zur Beurteilung vorgelegt erhielt und auch kritisch seine Meinung dazu äußerte.<sup>47</sup> Wenn Reuter diese Riemels im Treptower Bekanntenkreis vorlas, in dem die Sujets zum Teil schon öfter erzählt und belacht worden waren, wurden sie nicht nur wie alte Bekannte begrüßt, sondern fanden in ihrem neuen Gewand auch eine aufmerksame und kritische Resonanz.<sup>48</sup>

Der buchhändlerische Erfolg der 1853 zunächst im Selbstverlag erschienenen LAUSCHEN UN RIEMELS wurde nur von wenigen wohlwollenden Rezensionen unterstützt<sup>49</sup>, von denen jedoch die erste von Ludwig Reinhard in der ROSTOCKER ZEITUNG vom 8.12.1853 auch den volkstümlichen Gehalt des Reuterschen Erstlings hervorhob: „Es lebt nämlich im Lande Mecklenburg und geht von Mund zu Mund eine hübsche Anzahl von lustigen, eingebornen Geschichten. Dieselben sind bekannt von Dan bis Berseba, d. h. von Ribnitz bis Dömitz. Schon in gar mancher Tischgesellschaft, wenn das Thema von Wind und Wetter in der physischen, wie politischen Welt rein ausgedroschen und der runde Docht des wechselnden Gesprächs fast am Erlöschen war, da haben Geschichten, wie sie hier gemeint sind, neues Oel auf die Lampe gegossen und Alles wieder hell und munter, und alle Zungen wieder mobil gemacht. Immer und immer tauchen diese alten lustigen Traditionen wieder von Neuem auf. Was diese Geschichten, von denen manche bald ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern können, so frisch und jung erhält, ist der einfache Umstand,

<sup>45</sup> Reuters Werke, hrsg. von Gaedertz (wie Anm. 29), Bd. 1, S. 83.

<sup>46</sup> Gaedertz, Reuter (wie Anm. 2), S. 134.

<sup>47</sup> Gaedertz, Aus Reuters ... Tagen (wie Anm. 24), Bd. 1, 1899, S. 36; Bd. 3, 1901, S. 66.

<sup>48</sup> Raatz, Wahrheit und Dichtung 1895 (wie Anm. 11), S. 162.

<sup>49</sup> Vgl. Arnold Hückstädt: Fritz Reuter im Urteil der Literaturkritik seiner Zeit. Rostock 1983.

daß sie wirklich und mit Haut und Haar geschehen sind.“<sup>50</sup> Bei der letzten Aussage freilich irrte der Rezensent, der offenbar unter dem Eindruck der Tatsache stand, dass Reuter in seinen Läschen bemüht war, soweit wie möglich Lokalbezüge herzustellen – soweit sie ihm nicht durch seine Quellen geliefert wurden, was nur sehr bedingt der Fall war.

Die rasch mögliche zweite Auflage des Läschen-Bandes ließ Reuter weiterhin nach geeigneten Sujets suchen, die er zum Teil für das von ihm begründete und von April 1855 bis März 1856 herausgegebene UNTERHALTUNGSBLATT FÜR BEIDE MECKLENBURG UND POMMERN verwandte, das er vor allem mit eigenen Beiträgen zu füllen gezwungen war. Als er Anfang April 1856 nach Neubrandenburg zog<sup>51</sup> und sich unter anderm ernsthaft mit dem Gedanken trug, den LÄUSCHEN UN RIEMELS einen zweiten Band folgen zu lassen, scheinen gleich mehrere Stammtische, an denen er sich einfand, eine Rolle bei seiner Stoffsuche gespielt zu haben<sup>52</sup>, wobei er hier wohl auch des öfteren die Ergebnisse seiner Reimkunst vorstellte. Denn in der Gedächtnisrede des Neubrandenburger Senators Brückner beim Tode Reuters heißt es in Bezug auf das Vorlesen der gereimten Läschen: „Was er uns bot, wir kannten das ja alles schon. Ehe er uns diese Läschen und Rimels erzählte, hatten wir an diesen harmlos drolligen Geschichten uns schon manches mal ergötzt.“<sup>53</sup>

Doch als das Manuskript des zweiten Bandes immer noch zu dünn war, hörte Reuter sich nicht nur mündlich um, sondern griff auch verstärkt auf Stoffe aus Anekdotensammlungen, Journalen und Zeitungen zurück, so dass der Band 1858 erscheinen konnte. Dennoch bat er selbst brieflich weiterhin um Material, so etwa am 28.9.1859 in einem Brief an den Hamburger Pharmazeuten Heinrich Zeise: „Wenn Sie einmal eine Anekdote aufgabeln, der Sie die vis comica anschmecken und die die Luft vertragen kann, so merken Sie sich dieselbe für mich etwas an; aus dem Leben gegriffen, spezifisch hamburgische wären mir die liebsten; ich könnte mir dadurch mit der

<sup>50</sup> Hückstädt, Literaturkritik 1983 (wie Anm. 49), S. 59.

<sup>51</sup> Ludwig Karnatz: Fritz Reuters Hauptstadt. In: Mecklenburgische Monatshefte 8, 1932, S. 517-519.

<sup>52</sup> Arnold Hückstädt: Fritz Reuter in Neubrandenburg. Neubrandenburg 1982, S. 20-23.

<sup>53</sup> Andenken an Fritz Reuters Begräbnisfeier. Wismar 1874, S. 8.

Zeit das Hamburger Feld erobern. ...<sup>54</sup> Diese Briefstelle unterstreicht zum einen, wie sehr es Reuter auf den Wirklichkeitsbezug seiner Sujets ankam, und zeigt zum andern, dass er bewusst auf eine Weitung seines Leserkreises aus war.

Die Reuterforschung hat für fast jedes Läuschen Reuters einen älteren gedruckten Beleg aufgespürt und zur Quelle erklärt.<sup>55</sup> Da er, wie gesagt, auf bereits geformte und oft lange tradierte Stoffe zurückgriff, ist es nicht erstaunlich, dass solche Druckfassungen existierten. Es gibt zahlreiche Schwankstoffe, die seit dem 16. Jahrhundert in Dutzenden von Anthologien, Kalendern und Zeitungen auftauchen.<sup>56</sup> Ein Großteil von ihnen wurde jedoch daneben mündlich weitergegeben, so dass nur noch punktuell zu entscheiden ist, ob der vielzitierte 'Volksmund' aus der Literatur schöpfte oder aber umgekehrt deren Quelle war. So deutet auch bei Reuters LÄUSCHEN UN RIEMELS die frühere Existenz gedruckter Versionen der gleichen Sujets nur bedingt auf literarische Abhängigkeit hin. Eine solche ist auch in Bezug auf die plattdeutschen Gedichte von Diederich Georg Babst<sup>57</sup> oder Wilhelm Bornemann<sup>58</sup>, die gern als Vorläufer Reuters reklamiert werden, äußerst gering. Schon Batt weist zu Recht auf die weit größere Bedeutung hin, die das aus der besonderen sozialen und kulturellen Situation im rückständigen Mecklenburg erwachsene ländlich-kleinstädtische Geschichtenerzählen für Reuter hatte.<sup>59</sup> So ist zum Beispiel in dessen Notizbüchern zu lesen: „Rudolf Goeden in Friedland weiß ein paar Geschichten, wie er Schrader gesagt hat“, „An den alten Suhr und Hans Raspe wegen Geschichten schreiben“, usw.<sup>60</sup> Während aber Gedrucktes in der Regel greifbar bleibt und nachlesbar ist, pflegt mündlich Erzähltes nur in Ausnahmefällen über den Augenblick hinaus registriert oder gar festgehalten zu werden.

<sup>54</sup> Reuters Werke, hrsg. von Batt 1967 (wie Anm. 14), Bd. 8, S. 337.

<sup>55</sup> Vgl. die Zusammenstellung in Reuters Werke, hrsg. von Seelmann und Brömse 1936 (wie Anm. 30), Bd. 12, S. 199-224.

<sup>56</sup> Vgl. Siegfried Armin Neumann: Den Spott zum Schaden. Prosaschwänke aus fünf Jahrhunderten. Rostock 1976.

<sup>57</sup> Diederich Georg Babst: Allerhand schnaaksche Saken tum Tietverdriew. Bd. 1-3, Rostock 1788-1790.

<sup>58</sup> Wilhelm Bornemann: Gedichte in plattdeutscher Mundart. 4., umgearbeitete Aufl. Berlin 1827.

<sup>59</sup> Batt, Reuter 1967 (wie Anm. 6), S. 155 f.

<sup>60</sup> Gaedertz, Reuter (wie Anm. 2), S. 145.

Auch ein so rühriger Aufzeichner wie Richard Wossidlo hat im Verlauf seiner fünfzigjährigen Sammelarbeit trotz seiner 'reichen Ausbeute'<sup>61</sup> nur einen Teil der Volksschwanksujets angetroffen, die im 19. Jahrhundert in Mecklenburg kursierten, und sicher nur einige von denen, die Reuter im Munde der Tagelöhner in Demzin und Thalberg oder in anderen Gesprächsrunden dort sowie in Treptow und Neubrandenburg begegneten.

Auf das meiste von dem, was Reuter hier gehört haben könnte, fehlt jeder Hinweis. Ich will versuchen, wenigstens in einigen Fällen auf die mündlichen Quellen von Reuters Läuschen hinzuspüren, und ziehe dazu die sujetgleichen Volksschwankbelege heran, die Wossidlo uns überliefert hat oder die ich in seiner Nachfolge aufzeichnen konnte. Dabei bietet es sich an, von den von Seelmann ermittelten möglichen Quellen<sup>62</sup> auszugehen, nach dessen Ansicht Reuter vorwiegend gedruckte Vorlagen für seine Versschwänke benutzt hat.

So meint er zum Beispiel zu Läuschen I, 21 *De Schapkur*, es sei „eine lustige Nachahmung der auf Jahrmärkten neben einem Tableau mit Bildern von Drehorgelspielern gesungenen Mordsgeschichten“.<sup>63</sup> Dafür fehlt jeder Nachweis. Die Erzählung dürfte Reuter vielmehr mündlich zugekommen sein, was Seelmann sonst beim Fehlen gedruckter Quellen auch einräumt, und man geht wohl nicht fehl, wenn man den Erzähler im Kreise der von Reuter befragten Tagelöhner sucht. Dafür spricht weniger der Umstand, dass Reuter hier den Schäfer Zamel als Gewährsmann nennt, der ihm die Sache erzählt habe, als vielmehr der Gehalt der Erzählung, die ganz aus dem landwirtschaftlichen Arbeitsleben heraus verdichtet erscheint und deutlich die Ablehnung gegenüber den Gutsherren zum Ausdruck bringt, wie sie die ländlichen Erzähler für gewöhnlich in ihren Schwänken artikulierten.<sup>64</sup> Wie der Schwank im Munde von

<sup>61</sup> Vgl. Richard Wossidlo / Siegfried Neumann: Volksschwänke aus Mecklenburg (1963). 3. ergänzte Aufl. Berlin 1965; Siegfried Neumann: Plattdeutsche Schwänke. Aufzeichnungen in Mecklenburg. Rostock 1968.

<sup>62</sup> Reuters Werke, hrsg. von Seelmann und Brömse 1936 (wie Anm. 30), Bd. 12, S. 199-224.

<sup>63</sup> Ebenda, S. 205.

<sup>64</sup> Vgl. Wossidlo/Neumann, Volksschwänke (wie Anm. 61), Nr. 1-26; Neumann, Schwänke (wie Anm. 61), Nr. 56-60; Siegfried Neumann: Ein mecklenburgischer Volkserzähler. Die Geschichten des August Rust (1968). 2., erweiterte Aufl. Berlin 1970, Nr. 1-12.

Landarbeitern aussah, mag eine spätere Aufzeichnung Wossidlos andeuten:

*Een Gotsherr hett 'n narrschen Hamel hatt un seggt to sienen Scheper: „Morgen früh willen wi den narrschen operieren un de Dræhnblas' utkloppen.“ – „Ja.“ – De Herr kümmt jo morgens an, un de Scheper haalt de Slag'. De Herr seggt, de Scheper sall den narrschen an de Dör hollen, un he will slagen. – „Nee“, seggt de Scheper, „dat wier doch bäter, Herr, wenn Se den narrschen hollen deden. Ick slag' doch alle Dag' un weet mit de Slag' Bescheid.“ – De Herr willigt sick dat jo ok in un nimmt den narrschen Hamel twischen sien Knee un seggt den Scheper, vör dat Brett sall he slagen. – Sehn hebben se sick jo nich künnt, de Schündäl is jo to wäst. Dor sleiht de Scheper dor hen, wo de Herr sienen Kopp hett. So is de Herr operiert, un de narrsch Hamel löppt hüt noch.<sup>65</sup>*

Verständlich, dass eine Erzählung dieser Art Reuter gefiel, ließ sie doch nichts an Drastik zu wünschen übrig und entsprach seiner Aversion gegen adlige Gutsbesitzer, von der in seiner Bearbeitung gleich eingangs etwas anklingt:

So'n Gaudsbesitters sind gewöhnlich  
Gefährlich nägenklauke Ort,  
Sei dauhn, as wenn de Weisheit ganz perßönlich  
In ehren Kopp wir rinne fohrt. ...

Reuter malt genüsslich und breit die Schlagprozedur aus (Vers 34-137), wobei er nicht mit drastischen Zügen spart, und schließt mit der Antwort Zamels auf seine Frage:

*„Un hett't sick mit den Ritter gewen?“  
„Ne, Herr, de hett dat nich verwunn'n,  
Un de is ümmer düsig bléwen  
Un hett mindag sick nich besunn'n.“*

<sup>65</sup> Wossidlo/Neumann, Volksschwänke (wie Anm. 61), Nr. 9. Die Schreibung wurde leicht modifiziert. Texte der Volksdichtung und Textstellen Reuters, die unmittelbar Sujets der Volksdichtung wiedergeben, sind *kursiv* gedruckt.

Bei einigen anderen Läschen aus ländlichem Milieu, deren Sujets nach den Feststellungen Wossidlos in der Volksüberlieferung Mecklenburgs lebendig waren, räumt auch Seelmann mündliche Quellen ein, die wir nach dem ganzen Charakter der Erzählungen ebenfalls im Bekanntenkreis Reuters während seiner Stromzeit suchen möchten. Dazu gehören zum Beispiel Läschen I,67 *Dat Rimels*<sup>66</sup>, das Reuter in der zweiten Auflage herausnahm, sowie Läschen I,1 *De Obserwanz*<sup>67</sup>, I,31 *De Hülp*<sup>68</sup>, I,53 *Dat ännert de Sak*<sup>69</sup>, I,54 *De Gedankensün'n*<sup>70</sup>, I,57 *Wat dedst du, wenn du König wirst*<sup>71</sup>, usw. Hierher gehören aber auch Läschen, für die Seelmann gedruckte Vorlagen, zum Teil sogar mehrere, ausgemacht zu haben glaubt, zum Beispiel Läschen I,37 *Dat Tausamenleigen*<sup>72</sup>, II,21 *Dat smeckt dor äwerst ok nah*<sup>73</sup>, usw.

Reuter reicherte die oft kargen Erzähltexte, die ihm bekannt wurden, durch bildhafte Milieuschilderungen an, malte die Komik der Situationen aus, nutzte zur Dramatisierung der Konflikte das Mittel des Dialogs und flocht humorvolle Reflexionen ein, so dass seine Läschen gegenüber seinen Quellen nicht nur eine neue Gestalt, sondern zumeist auch einen modifizierten Gehalt erhielten. Die Orientierung am Alltag der 'einfachen Leute' und die Grundaussagen der überkommenen mündlichen Erzähltexte blieben jedoch erhalten. Gelacht über die Läschen wurde und wird aus Schadenfreude, und nicht nur der stupide Adlige oder Bürger, sondern auch der dumme Bauer oder Tagelöhner wird ihr ausgeliefert. In der Regel ist jedoch „eine Parteinahme für den überlegenen, sozial aber meist unterprivilegierten 'kleinen Mann' spürbar.“<sup>74</sup> Reuter folgte hier der Tendenz des Volksschwanks und war bemüht, „im ursprünglichen

<sup>66</sup> Vgl. Neumann, Schwänke (wie Anm. 61), Nr. 59 (7 Belege).

<sup>67</sup> Vgl. Wossidlo/Neumann, Volksschwänke (wie Anm. 61), Nr. 235 (5 Belege).

<sup>68</sup> Vgl. ebenda Nr. 533 (5 Belege).

<sup>69</sup> Vgl. ebenda Nr. 447 (5 Belege).

<sup>70</sup> Vgl. ebenda Nr. 487 (3 Belege).

<sup>71</sup> Vgl. ebenda Nr. 531 (9 Belege).

<sup>72</sup> Vgl. Neumann, Schwänke (wie Anm. 61), Nr. 333 f. (8 Belege).

<sup>73</sup> Vgl. Wossidlo/Neumann, Volksschwänke (wie Nr. 61), Nr. 127, 237 (zahlreiche Belege).

<sup>74</sup> Jürgen Hein: Fritz Reuters Läschen un Rimels. Anekdotisches Erzählen im regionalen Kontext. In: Internationales Fritz Reuter-Symposium in Münster am 23. November 1985. Münster 1985, S. 17-27, hier S. 20.

Sinne des Fabulierens zu erzählen“.<sup>75</sup> Da er das hier in mehr oder minder eilig gereimten Versen tat, ist freilich fraglich, ob er es „am reinsten in den 'Läuschen un Rimels' verwirklichen konnte“.<sup>76</sup> Dennoch kann als Resümee festgestellt werden, dass Reuter der mündlichen Überlieferung so weit verpflichtet war, dass die LÄUSCHEN UN RIEMELS – trotz ihrer Auffüllung und Reimform – neben Heinrich Friedrich Wilhelm Raabes ALLGEMEINEM PLATTDEUTSCHEN VOLKSBUCH von 1854<sup>77</sup> erstmals einen Eindruck von der reichen Motivik des mecklenburgischen Volksschwanks vermittelten.

#### V. Reuters Versdichtungen in Neubrandenburg und ihr Sagengehalt

Der finanzielle Misserfolg des UNTERHALTUNGSBLATTES hatte Fritz Reuters Hoffnung, sich durch dessen Herausgabe eine bessere Existenzbasis schaffen zu können, zerstört, während die LÄUSCHEN UN RIEMELS ihm zumindest eine bescheidene Einnahme bescherten. So beendete er das Erscheinen des Blattes, als er 1856 Neubrandenburg zu seinem Wohnsitz wählte, und versuchte statt dessen, an den Erfolg seines Treptower Läuschen-Bandes anzuknüpfen. Die Fertigstellung und das Erscheinen des zweiten Bandes der LÄUSCHEN zogen sich freilich nicht nur deshalb bis 1858 hin, weil Reuter um Sujets verlegen war, sondern auch, weil ihn andere, ernstere Themen reizten und er gewichtigere Dichtungen in der Mundart schaffen wollte.

Dabei zeigt sich, wie stark ihn selbst frühe Erzählerlebnisse geprägt hatten. Das Versepos KEIN HÜSUNG zum Beispiel, Reuters liebste Dichtung, die in zeitlicher Nähe zu dem zweiten Läuschen-Band auf dem Buchmarkt erschien, bezieht sich nicht nur auf die ländlichen Sozialverhältnisse in Mecklenburg, sondern ist auch der heimischen Sagenüberlieferung verpflichtet. Das Werk entstand in Neubrandenburg unter dem maßgeblichen Einfluss des Historikers Ernst Boll, der in seiner GESCHICHTE MEKLENBURGS auch das traurige

<sup>75</sup> Kurt Batt: Die Beziehungen von Sprachgestalt und Erzählhaltung in Fritz Reuters Prosawerken. In: Fritz Reuter. Eine Festschrift zum 150. Geburtstag. Rostock 1960, S. 130-145, hier S. 133.

<sup>76</sup> Ebenda.

<sup>77</sup> Heinrich Friedrich Wilhelm Raabe: Allgemeines plattdeutsches Volksbuch. Sammlung von Dichtungen, Sagen, Märchen, Schwänken, Volks- und Kinderreimen, Sprichwörtern, Räthseln usw. Wismar/Ludwigslust 1854.

Los der Landarbeiter behandelt hatte.<sup>78</sup> Hier verarbeitete Reuter unter anderem den Mord an dem berühmten Gutsherrn Georg Haberland auf Matzdorf (1839), über dessen Tod zahlreiche Gerüchte und Sagen im Umlauf waren<sup>79</sup>, die zur Kenntnis des Dichters gelangten und ihn veranlassten, das Verhalten des hartherzigen Gutsherrn in seiner Geschichte ebenfalls mit dessen Leben sühnen zu lassen.<sup>80</sup> Auch die Mord- und Betrugsgeschichten in HANNE NÜTE UN DE LÜTTE PUDEL (erschienen 1860), die so auffällig mit der Idyllik in dieser Verserzählung kontrastieren, beruhen weithin auf der regionalen Sagen-tradition, die Reuter hier mit verarbeitet hat.<sup>81</sup>

Beide Werke zeigen die künstlerische Weiterentwicklung Reuters gegenüber den LÄUSCHEN UN RIEMELS, sowohl in seiner Erzählweise wie in der Handhabung der Verse, die eine sorgfältigere Feile ver-raten und sich weit glatter lesen. Im Unterschied zu den LÄUSCHEN folgt Reuter hier einer selbst erdachten Fabel. Zugleich verzichtete er darauf, überlieferte Erzählinhalte kompakt wiederzugeben, sondern flocht nur einzelne Sagenzüge, die seinen Intentionen entsprachen, in den Gang seiner Darstellung ein. So erschließt sich dem Leser auch hier der Bezug zum mündlichen Erzählen in der Verfremdung durch das Vergewand nur bedingt.

## VI. Erzählhaltung und Sagenrezeption in Reuters Romanen

Der Übergang zu plattdeutscher Prosa befreite Reuter von dem Zwang, seine vielfach mündlich erprobte, natürliche Erzählweise in Verse zu zwingen. Hinzu kommt, dass er sich zunehmend darauf besann, Gehörtes oder Selbsterlebtes zum Ausgangspunkt seines Geschichtenerzählens zu machen, wie es schon in den Titeln seiner großen Prosawerke anklingt. So lieferten offenbar die eingangs

<sup>78</sup> Ernst Boll: Geschichte Meklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. Bd. 1-4. Neubrandenburg 1855/56. Reprint Neubrandenburg 1995.

<sup>79</sup> Vgl. Gisela Schneidewind: Der Sagenkreis um den mecklenburgischen Gutsherrn Georg Haberland. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 5, 1959, S. 8-43.

<sup>80</sup> Reuters Werke, hrsg. von Batt 1967 (wie Anm. 14), Bd. 3, S. 225-290; Reuters Werke, hrsg. von Gaedertz (wie Anm. 29), Bd. 5, S. 259-263.

<sup>81</sup> Reuters Werke, hrsg. von Batt, Bd. 3, S. 386 ff., 414 ff., 455 ff., 471 ff.; Reuters Werke, hrsg. von Gaedertz, Bd. 5, S. 260.

erwähnten Erzählungen Friedrich Schults und einiger Stavenhäger Bürger über die Erhebung 1813/14 einen Gutteil des Erzählstoffs für den Roman *UT DE FRANZOSENTID*, den Reuter 1859 abschloss. Es ging ihm aber weder darum, eine Art Dokumentation jener bewegten Zeit zu liefern noch den Formgesetzen der Epik zu genügen, sondern er folgte, Überliefertes und Erdachtes geschickt verknüpfend, seiner Neigung als passionierter Geschichtenerzähler. Das behandelte ernste Thema weckte Interesse, aber die humorig-ungezwungene Art seiner Behandlung<sup>82</sup>, in der sich das Erzähltalent des Autors entfaltete, macht im Grunde bis heute den Reiz des Werkes aus.

In seinem autobiographischen Roman *UT MINE FESTUNGSTID*, der im Sommer 1862 gedruckt vorlag, schrieb sich Reuter die bedrückenden Erlebnisse während seiner Haftzeit von der Seele, aber vornehmlich in seinen kommentierenden Einschüben, während er ansonsten eher plaudernd seinen Erinnerungen folgte, wie er es früher des öfteren mündlich getan hatte.<sup>83</sup> Die *FESTUNGSTID* ist das persönlichste plattdeutsche Buch Reuters, weil er hier direkt Selbsterlebtes darbietet, obwohl das Tragische des persönlichen Schicksals und die Vielzahl der mitgeteilten komischen Situationen mitunter einen merkwürdigen Kontrast bilden.<sup>84</sup> Doch mögen die Rücksichtnahme auf ehemalige Mitgefangene und die Fabulierlust des Autors manches ungewöhnliche Detail erklären, das im Kontext des lebendigen, weithin humoristischen Erzählflusses erscheint.

Sein Bestes hat Reuter zweifellos dort geleistet, „wo er das mecklenburgische Dorf und seine Bewohner schildert und seine Figuren zeigen kann als Bestandteile der Realität, aus der die plattdeutsche Mundart ihren Begriffsvorrat und die Fülle ihrer bildhaften Vergleiche schöpft“<sup>85</sup> – in seinem Meisterwerk *UT MINE STROMTID*, das er nach seinem 1863 erfolgten Weggang aus Neubrandenburg in Eisenach vollendete. Hier stehen die Behandlung des Stoffes und ihr Gehalt in besonders „enger Beziehung zur mundartlichen Sprachgestalt“.<sup>86</sup> Schrieb Reuter schon bisher das gleiche Plattdeutsch, das er im Freundeskreis sprach, so übernahm er jetzt mit der Sprache der

<sup>82</sup> Vgl. Batt, Reuter 1967 (wie Anm. 6), S. 260-272.

<sup>83</sup> Siehe oben S. 17 f.

<sup>84</sup> Vgl. Batt, Reuter 1967 (wie Anm. 6), S. 274-285.

<sup>85</sup> Batt, Beziehungen 1960 (wie Anm. 75), S. 141.

<sup>86</sup> Ebenda.

einfachen Menschen auf dem Dorf und in der Kleinstadt auch deren Weltsicht und erzählte das Geschehen weitgehend von deren Warte aus.<sup>87</sup> Das fiel ihm um so leichter, als er seit seiner Stromzeit mit dem Leben, Denken und Fühlen gerade der Landbevölkerung innig vertraut war und hier in gewissem Sinne seine eigene Erlebniswelt mit einbrachte. Für einen eher naiven Romanschreiber wie Reuter bildete die persönliche Erfahrung die wesentliche Stoffquelle, so dass die STROMTID ohne die starken Eindrücke der Stromzeit nicht möglich gewesen wäre. Der Autor tritt jedoch nicht als Person, sondern nur als Erzähler ins Bild, und verarbeitet seine dörflichen Erfahrungen und seine vergeblichen Hoffnungen auf ein eigenes Pachtgut zu literarischen Bildern<sup>88</sup>, ohne dass er – bei aller künstlerischen Verdichtung – den Duktus mündlichen Erzählens aufgibt.

Nicht zufällig zeigt sich in der STROMTID auch die Sagenrezeption des Dichters am deutlichsten.<sup>89</sup> So lässt er den Kutscher Rührdanz von dem rabiatischen Gutsherrn Pomuchelskopp erzählen, der eine seiner schwangeren Arbeiterinnen halbtot geprügelt habe und zur Strafe eine eiserne Kette um den Hals tragen müsse – ein Sagenmotiv, das nach den Feststellungen Wossidlos im 19. Jahrhundert in der mündlichen Überlieferung immer wieder auftaucht<sup>90</sup> und für das Reuter hier einen frühen mecklenburgischen Beleg liefert.<sup>91</sup> Er war sich offenbar dessen bewusst, dass dieser Sagenzug den verbreiteten Volksglauben in Bezug auf die Bestrafung hartherziger Feudalherren ausdrückte, denn an anderer Stelle bezieht sich Rührdanz wieder darauf, als er Pomuchelskopp wissen lässt:

*„Herr, wi hewwen dat so unner uns utmakt, dat Sei nich länger as Herr von uns estimiert warden können, denn Sei hewwen sick nich so as en Herr gegen uns bedragen un ok all vördem nich gegen anner Lüd’, denn Sei warden woll en Ring üm den Hals hewwen, un en Herrn mit en Ring üm den Hals bruken wi nich tau liden.“<sup>92</sup>*

<sup>87</sup> Batt, Beziehungen 1960 (wie Anm. 75), S. 134-136.

<sup>88</sup> Vgl. Batt, Reuter 1967 (wie Anm. 6), S. 302-332.

<sup>89</sup> Vgl. Schneidewind, Reuter 1960 (wie Anm. 5), S. 158-163.

<sup>90</sup> Vgl. Richard Wossidlo / Gisela Schneidewind, Herr und Knecht. Antifeudale Sagen aus Mecklenburg. Berlin 1960, Nr. 57-110.

<sup>91</sup> Reuters Werke, hrsg. von Batt 1967 (wie Anm. 14), Bd. 5, S. 472 f.

<sup>92</sup> Ebenda, S. 648.

So wird Pomuchelskopp zwar nicht wie Haberland, sein Urbild, erschlagen, aber immerhin vertrieben. Das Geschehen der Haberland-sage wird jedoch – ähnlich wie in KEIN HÜSUNG – nicht nur referiert, sondern ist in die Gestaltung und Motivierung der weiter ausgreifenden Handlung einbezogen.<sup>93</sup>

Mitunter wird freilich auch nur im Nebenbei auf eine Sage angespielt. So erklärt zum Beispiel der Inspektor im Ruhestand Zacharias Bräsig seinem Patenkind Lining in einem Gespräch:

*„Und nu sieh mal, Lining, was das for unsereinen for 'ne Unbequemlichkeit is: du setzt dich meinswegen in Rahnstädt mit gute Freunde bei 'ner Bohle Punsch hin, und du drinkst diese aus und noch eine und noch eine, und an deiner Seite sitzt en Herr in einem braunen Leibrock – denn der Deuwel geht nur in einem braunen Leibrock, das muß er, das is sein Pakt – un red't den ganzen Abend freundschaftliche Dinge mit dir, und wenn du denn 's Morgens aufwachst, steht dieser Herr vor dir und sagt zu dir. ‚Schönen guten Morgen, Sie haben sich mir gestern verschrieben‘, und denn zeigt er dir den Klunkfuß, und wenn er höflich is, holt er auch seinen Start zum Vorschein und schlägt dich damit um die Ohren, und damit bist du denn nu sein erbliches Eigentum.“<sup>94</sup>*

Solch hinterlistiges Teufelsgebaren, wenn auch weit schlichter erzählt, findet sich in der Sagensammlung Wossidlos in zahlreichen Belegen<sup>95</sup>, die eine mehr oder minder ausgeprägte Teufelsfurcht bezeugen, um die Reuter zu seiner Zeit wusste, auch wenn er Bräsig in einer Weise darüber reden lässt, dass diese Furcht eher komisch gesehen erscheint.

Weitere Sagen finden sich in Reuters Roman DÖRCHLÄUCHTING, in dem er den Duodezfürsten Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz und die Verhältnisse in Neubrandenburg zu dessen Zeit heiter-liebevoll aufs Korn nimmt.<sup>96</sup> Das Buch, das 1865/66 in Eisenach entstand, ist eine Art Hymnus auf die Stadt, in der Reuter

<sup>93</sup> Reuters Werke, hrsg. von Batt 1967 (wie Anm. 14), Bd. 5, S. 465-473, 646-656.

<sup>94</sup> Ebenda, S. 428 f.

<sup>95</sup> Vgl. Wossidlo, Sagen 1939 (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 155-209.

<sup>96</sup> Vgl. Batt, Reuter 1967 (wie Anm. 6), S. 364-379.

nach eigener Aussage seine glücklichste Zeit verlebt hat. Die Sagen werden von ihm angeführt, als es um die Einführung des Lesers in die historische Situation geht. Die tatsächlich geschehenen und hier auch als real geschilderten Begebenheiten, Beispiele gewaltsamer Rekrutierung harmloser mecklenburgischer Burschen durch preußische Werber, erregten die Gemüter derart, dass sich ein ganzer Zyklus von Sagen mit dieser Thematik herausbildete. Reuter gibt sie hier wieder, um „anschaulicher als jede andere Beschreibung, mit den Augen des Volkes gesehen“<sup>97</sup>, eine Einstimmung in das friderizianische Zeitalter zu geben:

*De preußschen Warwers treckten dörch dat Land, un wo sei en schiren Kirl seggen, de müßt ranne an den Baß. ... Vele Geschichten von dese Minschenröweri späukten noch in minen kindlichen Johren dörch dat Land, wo de Kirls mit List un Gewalt de Minschen wegslept hadden. ... Allens würd namen, wat Arm un Bein hadd, vör allen wiren't äwer de ollen braven Scheperknechts, up de't afseihn was. – Wenn so'n oll Gottsblaud buten up den Felln einsam stunn mit sine Knütt un an allens mögliche dachte, blot nich an't Soldatwarden, hadden sei em bi den Wickel, snerten em de Arm up den Puckel tausam un ledd'ten mit em af, oder wenn hei's Nachstens in sin Hütt lagg un noch so säut von sin Fiken oder Dürten drömte, denn nagelten s' em de Hütt tau un führten em in alle Gemächlichkeit äwer de preußsch Grenz un treckten em den bunten Rock an. Weck grepen sei sick denn ok mit Listen ... usw.<sup>98</sup>*

Diese Wiedergabe eines ganzen Sagenzyklus, den Reuter seit seiner Kindheit zu kennen vorgab, zeigt besonders deutlich, wie genau ihm die Sagenüberlieferung seiner Heimat vertraut war, und zwar über das Sagengut hinaus, das Albert Niederhöffer kurz zuvor in seinen novellistisch ausfabulierten Bändchen MECKLENBURG'S VOLKS-SAGEN publiziert hatte.<sup>99</sup> Im Gegensatz zu den Läuschen waren die Sagen jedoch auch hier nicht Gegenstand von Reuters Darstellung, sondern er flocht sie ein, weil sie ihm sehr passend erschienen.

<sup>97</sup> Schneidewind, Reuter 1960 (wie Anm. 4), S. 160.

<sup>98</sup> Reuters Werke, hrsg. von Batt 1967 (wie Anm. 14), Bd. 6, S. 18 f.

<sup>99</sup> Albert Niederhöffer: Mecklenburg's Volkssagen. Bd. 1-4, Leipzig 1857-1862.

## VII. Sprichwörter in Reuters dichterischem Werk

Ähnliches gilt für Reuters Einbezug des reichen mecklenburgischen Sprichwortguts in seine Dichtungen, an dem sich vielleicht seine Vertrautheit mit dem plattdeutschen Sprachgebrauch seiner Zeit am deutlichsten ablesen lässt. Die aus seinen Werken getroffenen Exzerpte Müllers, auf die eingangs hingewiesen wurde<sup>100</sup>, waren sehr verdienstvoll, ergaben aber letztlich nur ein Was und Wieviel und kein Wie. Dabei ist gerade die Art Reuterscher Sprichwortverwendung aufschlussreich – für seine tatsächliche Sprichwortkenntnis wie für die Biologie des Sprichworts im Mecklenburg des 19. Jahrhunderts. Man hat bei den plattdeutschen Prosawerken Reuters den Eindruck, dass er in der Mundart fast so unbekümmert dichtete wie er sie sprach, und ähnlich spontan liefen ihm dabei anscheinend Sprichwörter unter. Das Geheimnis, warum es ihm gelang, seine Bauern und Tagelöhner, Gutsherren, Bürger usw. so lebensnah zu zeichnen, liegt doch wohl wesentlich darin, dass er selbst empfand oder zumindest sprach wie die meisten Gestalten, die er darstellte, was sich auch in der Verwendung des Sprichworts und speziell des Sagte-Sprichworts ausdrückte, das hier als Beispiel dienen soll.<sup>101</sup> Dabei geht es sowohl um die Art der dichterischen Verwendung des Sagte-Sprichworts als Stilmittel in der Dichtung Reuters als auch um deren Widerspiegelung des Gebrauchs und der Funktion dieser Sprichwortart in der Umgangssprache des Alltags.

Bei Reuter finden sich Sagte-Sprichwörter oft im Fluss des Erzählens. Besonders in die Schilderung seiner Erinnerungen in der FESTUNGSTID fügten sie sich wiederholt zwanglos ein, zum Beispiel als Zusammenfassung seines ersten Eindrucks von einer neuen Festung, in die er eingeliefert wurde: „Kort, *de irste Anblick was nich slicht*“, *as Adam säd, as hei Eva tau seihn kreg*“<sup>102</sup>, zur Umschreibung seiner Gefühle in der Haft: „Un wenn dat schöne Frühjohr nich kamen wir, *denn wir ick jo woll dor ganz musikalisch mang worden*“, *as oll Jakobsch in Stemhagen säd, as ehr Mann*

<sup>100</sup> Siehe Anm. 1.

<sup>101</sup> Vgl. Siegfried Neumann: Das Sagwort in Mecklenburg um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Spiegel der Mundartdichtungen Reuters und Brinckmans. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 12, 1966, S. 49-66.

<sup>102</sup> Reuters Werke, hrsg. von Batt 1967 (wie Anm. 14), Bd. 4, S. 417.

wegen de Schapfellen inspunnt was<sup>103</sup>, oder, als er auf seine Selbstbescheidung zu sprechen kommt: „Na, *all Bott helpt*‘, *säd de Mügg, un spuckt in den Rhein* ... un einer sall Gott för allens danken.“<sup>104</sup> Hier war der erste Teil des Sagte-Sprichworts stets wörtlich gemeint, während es als Ganzes humoristisch auflockern sollte. – Daneben diente es Reuter zu hintergründiger Bekräftigung: „Na, ’t was jo ganz einerlei ... : *Ei is en Ei*‘, *säd de Köster, hei langt äwer nah’t Gaus’ei*“<sup>105</sup>, zu anschaulichem Vergleich: „*De irste Not was kihrt; äwer hei hadd ’t makt as jenne olle Fru, hei hadd ’t Süerwater mit den Backeltrog heit makt*“<sup>106</sup>, oder zur bloßen Überleitung: „Äwer allens hett sine Tid, un *oll Scheper Köpk säd: ,den nägten Dag krigen de jung’n Hun’n ok Ogen*‘.“<sup>107</sup> – In all diesen Fällen, die den unmittelbaren Gebrauch des Sagte-Sprichworts durch den Dichter charakterisieren, bildet es ein organisches Glied des beschreibenden oder erläuternden Textes, in dem es nicht anders gebraucht sein dürfte als in der damaligen lebendigen Umgangssprache.

Ebenso interessant ist die Verwendung des Sagte-Sprichworts im Sprachgebrauch der einzelnen Gestalten. Hier begegnet es im Selbstgespräch und in der Unterhaltung zwischen Gesprächspartnern.

Im Selbstgespräch formte es sich am zwanglosesten aus dem Gedächtnis heraus, denn hier diente es lediglich als Medium der Selbstverständigung, zu der man unbewusst auf vorgeprägte Formulierungen zurückgriff. Ein anschauliches Beispiel dafür bietet die folgende Stelle aus den Überlegungen des verwitweten Konrektors Äpinus in DÖRCHLÄUCHTING: „Satt bün ick jo noch ümmer worden, un up Wollewen steiht min Sinn nich – na, wenn’t einer beter hewwen kann, Sün’n is’t ok nich – *äwer de Tung’ is man en kort En’n, wo’t gaud smeckt*‘, *seggt Sadler Fabe*, un de Mann hett recht.“<sup>108</sup> – In solcher Selbstverständigung erfüllte das Sagte-Sprichwort vor allem eine sprachliche Funktion, obwohl seine Verwendung emotional getönt sein konnte. Sie setzte voraus, dass es zum selbstverständ-

<sup>103</sup> Reuters Werke, hrsg. von Batt 1967 (wie Anm. 14), Bd. 4, S. 505.

<sup>104</sup> Ebenda, Bd. 4, S. 432, auch S. 520.

<sup>105</sup> Ebenda, Bd. 4, S. 413.

<sup>106</sup> Ebenda, Bd. 5, S. 83, auch Bd. 7, S. 52.

<sup>107</sup> Ebenda, Bd. 5, S. 308.

<sup>108</sup> Ebenda, Bd. 6, S. 206.

lichen Vorrat an sprichwörtlichen Redewendungen gehörte, den man schon in Gedanken mehr oder minder bewusst mit verwandte.

In der Unterhaltung diente das Sagte-Sprichwort als sprachliches Ausdrucksmittel einem Gesprächspartner gegenüber, dem es nicht in gleichem Maße geläufig zu sein brauchte, aber meist doch so weit vertraut war, dass die von anderen Äußerungen auffällig abweichende Formulierung ohne weiteres einging. Hier fing sich die Unmittelbarkeit mundartlicher Sprechweise in einer schon fertigen Sprachprägung auf, die durch ihre ausdrucksvolle Verdichtung inmitten ungebundener Rede einen besonderen Akzent erhielt. – So berichtet Reuter zum Beispiel in der *FESTUNGSTID* von einer Gesprächsszene auf dem Transport in eine andere Festung: Man trat in ein Gasthaus, und er bestellte für sich und seinen Mitgefangenen sowie für die beiden freundlichen Gendarmen, die sie begleiteten, ein Mittagessen. Einer von ihnen widersprach: „Ne, ... man twei Potschonen! Prütz un ick hewwen all eten, wi eten nich mit.“ Reuter wies das zurück: „Na, dat wir nett! – Ne, *dat Brüden geht üm*<sup>4</sup>, *seggt Trohls. So du mi, so ick di*, hewwen wi Sei dat Frühstück vertehren helpen müßt, sälen Sei uns bi't Middag bistahn.“ Die Suppe wurde aufgetragen, und man ließ sie nicht kalt werden. Da verlangte Reuter unter Hinweis darauf, dass er noch Privatgeld habe, eine Flasche Wein dazu. Wieder wehrte sich der Gendarm: „Ach, du leiwer Gott! Dat is jo äwerst insigelt, un dat möt ick jo an de Kummandantur tau Gr. afliwern.“ Doch wieder stimmte Reuter ihn um, indem er bemerkte: „Laten Sei man, *dat treckt sick all nah'n Liw*<sup>4</sup>, *as de Snider seggt*.“ Und man trank auch zusammen den Wein aus, der Gendarm brach den versiegelten Brief auf, und Reuter bezahlte.<sup>109</sup> – In diesem Dialog wurde an entscheidender Stelle jedesmal ein Sagte-Sprichwort gebraucht, das der eigenen lapidaren Feststellung den gewünschten Nachdruck verlieh, indem es sie in geläufige, eingängige Formulierungen kleidete.

Gelegentlich wurde sein Gebrauch auch durch eine bestimmte Situation ausgelöst. So findet sich in der *FRANZOSENTID* ein Aufbruch beschrieben, den die Verhältnisse sehr erschwerten. Als endlich die Pferde gesattelt werden konnten, trat der Müllerknecht Friedrich zu seinem Kameraden in den Stall und rief ihm zu: „Hinrich, ... *aller Anfang is swor*<sup>4</sup>, *hadd de Düwel seggt un hadd sick mit Mählenstein*

<sup>109</sup> Reuters Werke, hrsg. von Batt 1967 (wie Anm. 14), Bd. 4, S. 411.

*dragen*, äwer ...“ – da erblickte er den Ratsherrn Herse aus der Stadt und unterbrach sich, um ihm noch ein Anliegen vorzutragen.<sup>110</sup>

Oft bedurfte die Verwendung eines Sagte-Sprichworts jedoch erst eines Stichworts von seiten des Gesprächspartners, das dann in der Antwort aufgenommen wurde, wie – ebenfalls in der FRANZÖSENTID – im folgenden Wortwechsel zwischen Amtmann Weber und Müller Voß: „Ruhig, Möller Voß! De Prozeß kümmt jo ok enmal tau En'n, denn hei is jo in vullen Gang.“ – „In'n Gang, Herr Amtshauptmann? Ne, *hei 's in'n Swung*, *as de Düwel säd, dunn hadd hei Gottswurd in de Pietsch bunnen un swenkt 't sick um den Kopp rüm.*“<sup>111</sup> – Die Steigerungsform 'Schwung' gegenüber 'Gang' bot hier die Veranlassung, das ganze Sagte-Sprichwort zu zitieren, das nicht nur den eigenen Standpunkt zum Verlauf des Prozesses, sondern auch dessen Unerfreulichkeit an sich ausdrückte, so dass der Amtmann nur bestätigen konnte: „Woher, Möller Voß, woher is't.“

Häufig wurden solche Stichworte wohl auch aufgegriffen, um sie im Sagte-Sprichwort direkt ad absurdum zu führen. Das zeigt in der STROMTID ein Gespräch zwischen dem raffgierigen Pomuchelskopp und seiner noch raffgierigeren Frau. Sie schauen beide begehrllich nach dem Nachbargut hinüber, und er sagt: „Wer weit? – Wenn mi Gott dat Leben lett un ick in Pommern alles gaud verköfft krig un de Tiden bliwen gaud un de oll Kammerrat is dod un de Sähn makt Schulden ...“ Aber sie fällt ihm spöttisch ins Wort: „Ja, Muchel, ... ja, grad so *as oll Strohpagel säd: Wenn ick teihn Jahr jünger wir un ick hadd den fulen Bein nich, un ick hadd min Fru nich – denn süllt ji mal seihn, wat ick för'n Kirl wir.*“<sup>112</sup> – Der angeführte Vergleich drückt die Ablehnung solcher lediglich spekulativen Überlegungen bissiger aus, als es eigene Worte vermocht hätten.

Auffällig bei allen beigebrachten Belegen ist, dass man sich auf jemand anderen beruft. Das konnte ein zum Klischee erstarrter Sozialtyp, aber auch eine Person aus der Nachbarschaft sein. Wie sehr man auch im zweiten Fall das Beispiel für sich sprechen ließ, mag die etwas anstößige Stelle aus einem Dialog in der VATERSTADT STAVENHAGEN andeuten: „Dat wir binah so kamen, as de Lüd' sick

<sup>110</sup> Reuters Werke, hrsg. von Batt 1867 (wie Anm. 14), Bd. 4, S. 198.

<sup>111</sup> Ebenda, Bd. 4, S. 37.

<sup>112</sup> Ebenda, Bd. 5, S. 88.

vertellen, dat Klempner Belitz tau unsern Herrn Paster seggt hadd: ‚Herr Paster, Sei slagen Ehr Fru, un ick slag min Fru, un Släg’ möten s’ ok hewwen, äwer wat tau dull is, is tau dull; Nahwer Schult hett sin dod slagen‘.<sup>113</sup> Dabei unterstreicht in diesem Fall noch das rückversichernd-hinleitende „as de Lüd’ sick vertellen“ die herausgekehrte persönliche Distanz und das Bestreben, sich nicht festzulegen, die offenbar häufig hinter derartig gleichnishafter Aussage standen.

So mischten sich bei Reuter und nach Ausweis seiner Verwendung im Sprachgebrauch seiner Zeit beim Zitieren eines Sagte-Sprichworts spielerische und ernste Reflexionen, die ihre offenkundigen Aussagen unbewusst oder bewusst hinter einer vorgegebenen Formulierung ‚versteckten‘, und ein Gefallen an drastischer, bildhafter Ausdrucksweise.

Besonders dort, wo eine Meinungsäußerung Anstoß erregen konnte, griff man gern auf das Sagte-Sprichwort mit seinem meist umschreibend-verhüllenden Bild- und Sinngehalt zurück. So ließ zum Beispiel Reuter in der frühen Erzählung *Woans ick tau ’ne Fru kamm* einen mit Recht verärgerten Bräutigam über seine Kameraden im Klub klagen: „... na, wenn ick also dor mal hengeröd, denn würd dat en Flustern un en Tuscheln un en Anstöten: de ein winkte ganz von firm mit den Tulpenstengel un de anner ganz in de Neg’ mit den Tunpahl, un Geschichten vertellten s’ sick, wat de vör de Hochtid seggt hadd un wat de nah de Hochtid seggt hadd un wat de *Scheper tau sinen Hund seggt hadd*<sup>114</sup>, un wenn ick denn falsch würd un frog, wat sei dormit seggen wullen un wat dat Spitzen up mi sin süllen, denn säden sei all: ‚Gott bewohre. Wi meinen man‘.<sup>115</sup> – In dieser knappen Wiedergabe einer für das betreffende Sagte-Sprichwort sicher typischen, bis heute üblichen Gebrauchssituation dürfte das Typische des Gebrauchs dieser Sprichwortart überhaupt eingefangen sein.

Reuters souveräne Verwendung der für das Niederdeutsche im täglichen Sprachgebrauch zu seiner Zeit charakteristischen und auch relativ häufig belegten Sagte-Sprichwörter, über die eine weit-

<sup>113</sup> Reuters Werke, hrsg. von Batt 1967 (wie Anm. 14), Bd. 1, S. 423 f.

<sup>114</sup> „Frie man ihrs“, *sär dei Scheper tau sin’n Köter*, „saßt ’n Stiert woll hengen laten.“ In: Meklenburg. Ein Jahrbuch für alle Stände 3, 1847, S. 207.

<sup>115</sup> Reuters Werke, hrsg. von Batt 1967 (wie Anm. 14), Bd. 4, S. 24.

greifende, detaillierte Übersicht existiert<sup>116</sup> (und für die hier aus der Fülle der Belege in seinen Dichtungen<sup>117</sup> einige Beispiele herausgegriffen wurden), rundet gewissermaßen das Bild ab, das sich bietet, wenn man Fragen nach seiner Verwendung und Beherrschung der Mundart, nach seiner literarischen Umsetzung des mündlichen Erzählens und speziell nach seiner Kenntnis der mecklenburgischen Volksdichtung und ihrer Verarbeitung in seinem Werk nachgeht.

### VIII. Resümee

Der Weg vom mündlichen zum literarischen Erzähler ist bei kaum einem andern plattdeutschen Schriftsteller so deutlich zu verfolgen wie bei Fritz Reuter. Er wuchs im Banne des landläufigen Erzählens in Mecklenburg auf, trat schon früh selbst als glänzender Unterhalter in Gesprächs- und Erzählrunden in Erscheinung und schöpfte schließlich aus dem Reservoir der heimischen Erzählüberlieferung wie aus der eigenen Lebensgeschichte die Stoffe und Motive für seine Verserzählungen und Romane, in denen er das mundartliche Erzählen der 'einfachen Leute' auf eine bisher nicht erreichte literarische Höhe hob. Dabei wusste er die Lebens- und Gedankenwelt seiner Landsleute und die regionale Volksdichtung in seiner künstlerischen Gestaltung so adäquat wiederzugeben, dass sein dichterisches Œuvre nicht nur den Höhepunkt der neuniederdeutschen Literatur bildet, worüber sich die Literaturgeschichtsschreibung einig ist, sondern dass es auch eine wichtige Quelle im Hinblick auf das Volksleben, die Volkssprache und die Volksdichtung in Mecklenburg um die Mitte des 19. Jahrhunderts darstellt.<sup>118</sup>

<sup>116</sup> Vgl. Siegfried Neumann: Sprichwörtliches aus Mecklenburg. Anekdotensprüche, Antispruchwörter, apologische Sprichwörter, Beispielspruchwörter, erzählende Sprichwörter, Sagte-Spruchwörter, Sagwörter, Schwanksprüche, Wellerismen, Zitatspruchwörter. Göttingen 1996.

<sup>117</sup> Vgl. Neumann, Sagwort Reuter 1966 (wie Anm. 69), S. 55-65.

<sup>118</sup> Überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrags zum Thema "Fritz Reuter und die mecklenburgische Volksdichtung" auf der Jahrestagung der Fritz Reuter Gesellschaft vom 26.-28. April 2002 in Schwerin.

# Fritz Meyer-Scharffenbergs "Dörpgeschichten" Mundartliches Erzählen im kulturpolitischen Kontext

Von René Wiese

## I. Vorbemerkung

1959 erschien beim Hinstorff Verlag in Rostock Fritz Meyer-Scharffenbergs Buch DÖRPGESCHICHTEN, das heute zu den wenigen Werken der neuniederdeutschen Literatur in Mecklenburg nach 1945 gehört, die Anspruch auf literarischen Rang erheben können. Das jedoch zeichnete sich erst fünfzehn Jahre später ab; bei seinem ersten Erscheinen blieb das Buch fast vollkommen unbeachtet.<sup>1</sup> Diesem ungewöhnlichen Umstand soll hier nachgegangen werden, und das verlangt, die Kulturpolitik der fünfziger und sechziger Jahre in der DDR sowie die politisch gewollten Entwicklungen in der Landwirtschaft in die Untersuchung mit einzubeziehen. Für die Analyse des Buches selbst bilden sowohl die Erstauflage von 1959 als auch die später überarbeitete Ausgabe von 1974 (bzw. dessen 4. Auflage von 1984) die Grundlage.

## II. Fritz Meyer-Scharffenberg und die Kultur- und Agrarpolitik der DDR in den 1950er Jahren

So sehr Fritz Meyer-Scharffenberg<sup>2</sup> (1912-1975) später auch eigene Kunstauffassungen gegen die der SED-Kulturfunktionäre durchzusetzen versuchte<sup>3</sup>, zum Beispiel aus dem „Bitterfelder Weg“ gewonnene, so sehr war er doch in seinem frühen plattdeutschen Prosawerk der offiziellen Kulturdoktrin verpflichtet. Doch dazu muss weiter ausgeholt werden.

<sup>1</sup> Vgl. dazu Jürgen Grambow: *Erinnern und Erzählen. Mundartprosa in der DDR*. In: *Heimatsprache zwischen Ausgrenzung und ideologischer Einbindung. Niederdeutsch in der DDR*. Hrsg. von Renate Herrmann-Winter. Frankfurt/Main u.a. 1998, S. 171-182, hier S. 171 f.

<sup>2</sup> Zur Biographie siehe René Wiese: *Fritz Meyer-Scharffenberg*. In: *Mecklenburger in der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*. Hrsg. von Ilona Buchsteiner. Rostock 2001, S. 317-328.

<sup>3</sup> Jürgen Borchert: *Fritz Meyer-Scharffenberg*. In: *Merk-Würdigkeiten in Mecklenburg. Biographische Skizzen zur regionalen Literaturgeschichte*. Heft 4: *Stah fast, mien oll lew Muddersprak*. Rostock 1991, S. 82 f.

Bei der Bodenreform in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) im Herbst 1945 war es zu einschneidenden Veränderungen der landwirtschaftlichen Besitz- und Produktionsverhältnisse in Mecklenburg gekommen. Doch ein Erfolg stellte sich nur kurzfristig ein, langfristig erwiesen sich die entstandenen Neubauernwirtschaften als viel zu klein und auf die Dauer nicht lebensfähig. Um der zunehmenden wirtschaftlichen Unrentabilität entgegenzuwirken, wurde im Jahre 1952 von der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) die Kollektivierung der Landwirtschaft ins Auge gefasst. Dieser Kollektivierung nach sowjetischem Vorbild – die Kolchose war damals in aller Munde – standen viele Bauern ablehnend gegenüber.

Fritz Meyer-Scharffenberg verbrachte nach dem Kriege mehrere Jahre unschuldig in politischer Haft. Nach seiner Entlassung 1953 widmete er sich vor allem der Schilderung von Kulturlandschaften der Nordbezirke<sup>4</sup>, und nur zufällig beteiligte er sich an einem literarischen Ausscheid, der damals von der SED-Bezirksleitung Rostock angeregt wurde. „Hochdeutsch schreiben viele, mit Plattdeutsch hast du vielleicht eine Chance“<sup>5</sup>, überlegte er sich, hatte auch prompt Erfolg und gewann den zweiten Preis. Die eingesandte Geschichte trug den Titel *De Lüd sünd all in de Räuben*.<sup>6</sup>

Sie zeigt bereits Gestaltungsmittel, die für Meyer-Scharffenbergs Mundartdichtung später typisch wurden, vor allem die Simulation dörflicher Kommunikation: „Dit was üm de Tid, as de Lüd mirdenmang de Räuben wiern. ... Twei, drei Dag harden sei woll noch tau daun dormit. Dat was noch swore Arbeit, man dat künn noch slimmer warden. Dor leeg wat in de Luft, künn Frost sien, seeg ganz so ut.“<sup>7</sup> Vor diesem Hintergrund entwickelt sich ein Konflikt zwischen Hanna, die wegen der vielen Arbeit ihren Haushalt zu vernachlässigen gezwungen ist, und ihrem Verlobten Karl Möller. Hanna besteht auf ihrem Haushaltstag, den ihr aber Karl – ganz klassenbewusster Landwirt – wegen der allgemeinen Schwierigkeiten bei der Rübenernte nicht zugestehen will. Schließlich kommt es zu

<sup>4</sup> Vgl. die späteren Bücher: Fritz Meyer-Scharffenberg: Die Insel Poel und der Klützer Winkel. Rostock 1956; ders.: Zwischen Strom und Haff. Rostock 1958.

<sup>5</sup> Fritz Meyer-Scharffenberg.: So begann ich zu schreiben. In: Norddeutsche Zeitung vom 16.10.1987.

<sup>6</sup> Veröffentlicht in: De Brügg. Eine Sammlung plattdeutscher Dichtung. Hrsg. von Hans Heinrich Leopoldi und Adolf Woderich. Schwerin 1955, S. 89-96.

<sup>7</sup> Ebenda, S. 90.

einer Aussprache, an der auch Karls Mutter beteiligt ist. Sie nimmt Hanna zur Seite: „Un nu vertell Mudder Möller von ehr Heimatdörp. Dat hürte tau 'n grotet Riddergaut. Våle Dörper wiern dat, binah de halwe Klützer Winkel.“<sup>8</sup> Die neuen Verhältnisse im Dorf als bekannt voraussetzend, stellt ihnen Meyer-Scharffenberg durch Mudder Möller die Zustände unter der Gutsherrschaft gegenüber, um den Unterschied noch einmal deutlich vor Augen zu führen: Damals wie heute stünde zwar zeitraubende, schwere Arbeit im Mittelpunkt, aber der Gutsherr habe die Leute zu seinem Vorteil aufs Feld gezwungen, während nun die freie Entscheidung zugunsten der sozialistischen Gesellschaft moralisch gefordert sei. So besinnt sich Hanna letztlich eines Besseren und stellt ihre eigenen Interessen zurück, einsichtig geworden durch die Kenntnis der Vergangenheit. Die Interessen der Gemeinschaft werden hier als letztlich identisch mit den ihren vorgeführt. Im Blickpunkt steht eine junge Frau, die fürs erste nur die Anstrengungen und Entbehrungen auf dem Weg zu einem versprochenen besseren Leben kennen lernt und daher allzu leicht bereit ist, diesen Weg nicht in vollem Umfang mitzugehen. Hier greift dann ein integerer Vertreter der älteren Generation ein, um die junge Generation wieder oder überhaupt auf den „rechten Weg“ zu bringen, indem mittels der weitererzählten Erinnerung die Gegenwart gerechtfertigt wird. Dabei scheint ein Automatismus auf, der der antifaschistischen Argumentation in der DDR nicht unähnlich ist: Die Leiden der Vergangenheit rechtfertigen im Namen historischer Notwendigkeit alle Maßnahmen der Gegenwart, auch wenn sie wiederum Leiden anderer Menschen zur Folge haben.

Meyer-Scharffenberg schrieb im Anschluss an diese erste gelungene Geschichte noch einige weitere, so dass sich daraus dem Umfang nach ein Buch gestalten ließ, das 1959 unter dem Titel DÖRPGESCHICHTEN im Rostocker Hinstorff Verlag erschien. Der Inhalt der Geschichten deckte sich nicht zufällig mit dem agrarpolitischen Konzept der SED im Jahre 1959. Damals war man zu dem Schluss gekommen, die Kollektivierung müsse mit allen Mitteln zum Abschluss gebracht werden. In diesem Zusammenhang nahmen sich die DÖRPGESCHICHTEN noch als ideologisches Leichtgewicht aus, als eine Form interessanter literarischer Begleitung der durchgängig äußerst kompromisslosen Kollektivierungskampagne, denn: „Die von der SED in die Dörfer entsandten Agitatoren sollten die Bauern durch

<sup>8</sup> Ebenda, S. 93.

Nötigung und Drohungen zum 'freiwilligen' Eintritt in die LPG veranlassen.<sup>9</sup>

Auf den ersten Blick erscheint der Versuch ungewöhnlich, mit einem schmalen Band mundartlicher Erzählungen die Bauern überzeugen zu wollen, zumal wenn man bedenkt, dass nur etwa zehn Prozent der ländlichen Bevölkerung Bibliotheken nutzten.<sup>10</sup> Berücksichtigt man auch die noch zu Beginn der 1950er Jahre andauernde Auseinandersetzung um den Wert des Plattdeutschen überhaupt, scheint dies vollkommen unverständlich. Aber der Wind hatte sich mittlerweile gedreht. So wurde in einem Referat auf der 12. Tagung der Bezirksleitung Rostock der SED ausgeführt: „Vor einer Reihe von Jahren, ich glaube 1950, mussten wir in Mecklenburg gegen den Versuch Stellung nehmen, das Niederdeutsche in den Dienst des beginnenden Revanchismus in Westdeutschland zu stellen. ... Damals habe ich ... formuliert, daß das Niederdeutsche nicht gleichberechtigt neben der Nationalsprache steht. ... Da inzwischen vollständig neue Verhältnisse in der Stadt und auf dem Lande entstanden sind, muß man sich noch viel mehr als bisher um das Niederdeutsche kümmern.“<sup>11</sup> Plötzlich fühlte man sich also dem Plattdeutschen wieder verbunden.<sup>12</sup>

Daher versuchten 1959/60 die SED-Kulturfunktionäre, die DÖRPGESCHICHTEN allerorten zu lancieren. Dies wird unter anderem in der Kulturarbeit des Bezirks Rostock deutlich, so auch auf der schon erwähnten 12. Tagung der SED, auf der es direkt hieß: „In diesem Zusammenhang ist die Arbeit des Kollegen Fritz Meyer-Scharffenberg von besonderer Wichtigkeit. Seine vor einiger Zeit erschienenen plattdeutschen 'Dörpgeschichten' zeigen deutlich, welche großen Möglichkeiten die Schriftsteller haben.“ So habe er dazu beigetragen, „Klarheit in den Köpfen und Herzen der Menschen des Küstenbezirkes zu schaffen“.<sup>13</sup> Die Klarheit in rationaler Hinsicht

<sup>9</sup> Hermann Weber: Geschichte der DDR. München 1989, S. 315.

<sup>10</sup> Erfahrungen und Probleme der sozialistischen Kulturarbeit im Bezirk Rostock. 12. Tagung der Bezirksleitung der SED Rostock. Rostock 1960, S. 9.

<sup>11</sup> Ebenda, Schlußwort des Genossen Mewis zu den Fragen der Kultur, S. 52.

<sup>12</sup> Renate Herrmann-Winter: Norddeutsche Volkssprache unter der Arbeiter- und Bauernmacht bis 1970. In: Dies., Heimatsprache (wie Anm. 1), S. 15-29, hier S. 28.

<sup>13</sup> Beide Zitate von „Genossen Schmelzer“, dem Sekretär für Kultur und Volksbildung der Bezirksleitung. In: Erfahrungen und Probleme (wie Anm. 10), S. 8.

führte man wohl auf seine Darlegung ökonomischer Zwänge zurück, während für den emotionalen Aspekt anscheinend die Verwendung des Plattdeutschen ins Feld geführt wurde.

Auf die Frage, wann der erste Kreis des Bezirkes Rostock vollgenossenschaftlich sein werde, orakelte der ehrgeizige Bezirkschef der SED Kurt Mewis: „Meiner Meinung nach vor der Frühjahrsbestellung.“<sup>14</sup> Dass er diesen Zeitpunkt so präzise formulieren konnte, war allerdings nicht Meyer-Scharffenbergs literarischem Engagement geschuldet, sondern den von Staat und Partei vorgegebenen politischen Richtlinien. Die Warnung vor dem Missbrauch des Niederdeutschen durch den westdeutschen Revanchismus war nach wie vor allgegenwärtig. Für die DDR aber wurde mittlerweile festgestellt: „Viele Menschen bei uns denken in dieser Sprache und erfüllen das Niederdeutsche im Zusammenhang mit dem sozialistischen Gemeinschaftsleben mit neuem Inhalt.“<sup>15</sup> Was dieser Inhalt sein sollte, blieb offen.

Im Unterschied zu dem Schriftsteller Wolfgang Rudolph, „der aus stark individualistischen Tendenzen heraus bisher ... nicht den Weg gefunden“ habe, „gesellschaftlich im Kreis Rügen mitzuarbeiten“<sup>16</sup>, wurden die Kulturfunktionäre des Kreises Grevesmühlen gerügt, weil sie die vorhandene Bereitschaft Meyer-Scharffenbergs zur Zusammenarbeit nicht nutzten.

Meyer-Scharffenberg schien mit seinen DÖRPGESCHICHTEN den literarischen Geschmack der Bezirksleitung getroffen zu haben. Dort wurde nur das Titelbild kritisiert: „Eine Bäuerin und ein Bauer sind abgebildet mit niedriger Stirn und in dem einen Fall mit stupidem und beschränktem Gesichtsausdruck. ... Wenn dieser Künstler das Leben auf dem Dorfe miterlebt, dann wird er selbstverständlich bald seine rückständige Auffassung über das Landleben überwinden und zu guten künstlerischen Leistungen kommen.“<sup>17</sup> Diese Leistungen gestand man dem Inhalt des Buches anscheinend zu.

Trotz allen Lobes der Partei im Frühjahr 1960 fiel das Buch bei den Lesern durch. Augenscheinlich war es der agrarpolitische Ballast, der bewirkte, dass es in den Regalen der Buchhandlungen liegen

<sup>14</sup> Karl Mewis: Aufgaben der Landwirtschaft im Bezirk Rostock. Rostock 1960, S. 23.

<sup>15</sup> Schmelzer in Erfahrungen und Probleme (wie Anm. 10), S. 8.

<sup>16</sup> Konrad Reich, Leiter des VEB Hinstorff Verlages Rostock. In: Erfahrungen und Probleme (wie Anm. 10), S. 22.

<sup>17</sup> Schmelzer (wie Anm. 13), S. 10.

blieb. Daran konnte auch das Plattdeutsche nichts ändern, das Leser eigentlich hätte anziehen sollen. Die Kulturfunktionäre verschlossen allerdings die Augen vor diesem Misserfolg: „Die alte Mär, daß unsere Menschen sozialistische Bücher nicht lesen wollen, gehört restlos der Vergangenheit an.“<sup>18</sup> Wie lässt sich der Misserfolg konkret erklären?

### III. Die Konzeption der DÖRPGESCHICHTEN Meyer-Scharffenbergs von 1959

Zunächst bleibt festzuhalten, dass sich die Ausgabe von 1959 vor allem in der Gesamtanlage von der späteren, 1974 erschienenen, unterscheidet. Neben dem expositorischen Erzählen in den Geschichten selbst, auf das zurückzukommen sein wird, finden wir eine Exposition, den *Weggwieser*, für das ganze Buch. Dort wird ein Standpunkt suggeriert, von dem aus die Orte der Handlung übersehen werden können. Der ortskundige Autor nimmt den Leser als Besucher sozusagen bei der Hand. Diese Position nutzt er, um auf das Personal seiner Geschichten, hinter dem die Handlung vorerst zurücktritt, aufmerksam und neugierig zu machen: „Süllen Sei naug Tied hebben, denn hüren S' sick Liehrer Brand sien Geschicht – de hett dat in sick – von Paster Plitt un de groten Tüften an.“ Später setzen sich Autor und Leser gewissermaßen in Bewegung und gehen auf die Dörfer bzw. im übertragenen Sinne auf die Geschichten zu: „Nu willen wi uns oewer nich tau langen mit de Vörräd uphollen, wi können al dor sien. Na, denn man tau.“ Bereits in der Vorrede orientiert sich der Autor also an der mündlichen Rede, indem er einen Erzähler installiert, der dem Leser das Handlungspersonal vorstellt wie alte Bekannte und damit eine vertrauliche Atmosphäre schafft.

Und wie angekündigt hört der Leser zuerst – nimmt man den Erzähler beim Wort („Wenn Sei hen woelen, denn kamen S', ick nähm Sei mit lang.“<sup>19</sup>), auf dem Weg nach Poppenhagen – von der Familie Barkewitz auf Piepershagen. Die erste Geschichte, *Mit Jack un Bux*, führt dem Leser die soziale Situation auf dem Lande um 1920 vor Augen, hinweisend schon auf die tiefgreifenden Veränderungen nach 1945. Es folgt die Geschichte *Dat giwwt väl*

<sup>18</sup> Reich (wie Anm. 16), S. 22.

<sup>19</sup> Fritz Meyer-Scharffenberg: Dörpgeschichten. Rostock 1959, S. 5.

*Wäg*, mit der chronologisch der Bogen zur unmittelbaren Gegenwart geschlagen wird.<sup>20</sup>

Darauf findet sich der Leser mit den Auseinandersetzungen um die Landwirtschaft Ende der 1950er Jahre konfrontiert, deren Darstellung die Rahmenhandlung zur Binnenhandlung *Paster Plitt un de groten Tüften* abgibt. Meyer-Scharffenberg versah damit unter dem Eindruck der landwirtschaftlichen Probleme dieser Zeit die erzählte Geschichte gleichsam mit einer Exposition. Damals wollte Walter Ulbricht dem in der UdSSR vorangetriebenen Maisanbau auch in der DDR zum Durchbruch verhelfen, ungeachtet der Warnungen von Fachleuten, dass der Mais ganz andere klimatische Bedingungen als die in der DDR vorherrschenden brauche. Aber „von der Sowjetunion lernen hieß siegen lernen“, da die UdSSR per definitionem als das progressivste Land der Erde galt. Infolgedessen wurde die Wichtigkeit des Maisanbaus auch von der Rostocker Bezirksleitung der SED offensiv propagiert; er sollte mindestens zehn Prozent der landwirtschaftlichen Anbaufläche ausmachen.<sup>21</sup>

Auch in der Geschichte, auf einer Dorfversammlung, geht es um das Pro und Kontra des Maisanbaus: „Die Wurst am Stengel?“ frög Krus spitz. „So ein Unsinn.“ De oll Stoffers unnerstütz em un brummel: „Ja, dor baben denken s' sick ümmer niege Grappen ut.“<sup>22</sup> Kritik macht sich Luft an den „ollen Sesselpforzer[n]“ von der Kreisverwaltung, die sich aber nicht verteidigen können. Ihr Vertreter steckt im Schlamm fest und kommt nicht bis ins Dorf durch – eine nicht ungewöhnliche Situation im Mecklenburg dieser Zeit. Man hat zwar bereits einen Telefonanschluss, aber die administrative Durchdringung des ländlichen Raumes scheitert zunächst an den schlechten Wegverhältnissen.

Während der Erzähler die Konstitution der Erzählung auf Platt leistet, nutzt er die Dichotomie Plattdeutsch/Hochdeutsch in ihrer tatsächlichen Alternanz, um die vorgeführten Gestalten exakter zu charakterisieren. Nur wenige bleiben in der Kommunikation immer beim vertrauten Platt. Eine von der Partei organisierte Aufklärungskampagne über den Maisanbau hätte zweifelsohne nur auf Hochdeutsch stattfinden können. Da diese aber durch das Ausbleiben des Funktionärs gescheitert ist, kann sich die anstehende Auseinandersetzung um den Maisanbau auf Plattdeutsch vollziehen:

<sup>20</sup> Diese Erzählungen werden in der Ausgabe von 1974 näher untersucht.

<sup>21</sup> Mewis, Aufgaben der Landwirtschaft (wie Anm. 14), S. 12.

<sup>22</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1959, S. 60.

beim Geschichtenerzählen. Der auf der Versammlung anwesende (Neu)-Lehrer, ein ehemaliger Schlosser, fungiert dabei in mehrerlei Hinsicht als idealer Erzähler: Er ist sachkundige, parteitreue Instanz, Kenner der lokalen Gegebenheiten und mundartkompetent. Anstatt den Inhalt einer Broschüre zu referieren und wissenschaftlich zu argumentieren, beginnt er einfach zu erzählen. Sein persönliches Engagement, seine unmittelbare Beziehung zum Inhalt seiner Erzählung soll die Glaubwürdigkeit der historischen Konstellation verbürgen: „Ji weit 't, ick bün ut Niedenkirchen bi Bützow. Dor harden wi, dat is nu woll bald tweihunnert Jahr her, einen Paster ...“<sup>23</sup> Durch die Fixierung von Ort und Zeit wird gleichsam deutlich, dass gegenwärtige Probleme ihre agrarhistorische Entsprechung in der Vergangenheit haben und somit der Gegenwart eine Lösung ihrer Probleme angeboten werden kann. Mit Pastor Plitt tritt in der erzählten Geschichte folgerichtig eine Figur auf, die entsprechend dieser Erzählintention historisch belegt ist.<sup>24</sup>

Diese Binnenerzählung thematisiert die Auseinandersetzungen um den heute selbstverständlichen Anbau der Kartoffel in Mecklenburg.<sup>25</sup> Damals, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, stand ein Pastor uneinsichtigen Bauern gegenüber; in den 1950er Jahren musste sich die Kreisleitung bzw. in der Darstellung Meyer-Scharffenbergs der Lehrer mit ähnlicher bäuerlicher Verstocktheit auseinandersetzen. Immerhin billigt der Autor der Kirche im 18. Jahrhundert eine progressive Rolle zu. Aber die als trinkfeste, sture Mecklenburger charakterisierten Bauern lassen sich von ihrem Pastor so wenig vom lohnenden Anbau der Kartoffel überzeugen wie die Bauern der 1950er Jahre vom Maisanbau, denn dafür müssten sie ihre althergebrachte Wirtschaftsweise ändern. Selbst biblische Analogien, die vom Manna zur Kartoffel (und von dort wohl weiter zum Mais) führen, lassen die Bauern unbeeindruckt. Damit ist wie in der Exposition die Angelegenheit zunächst einmal gescheitert.

Meyer-Scharffenberg löst nun die Konfrontation mit einem sprachlichen Kunstgriff auf. Nicht mehr von der Kanzel herab,

<sup>23</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1959, S. 62.

<sup>24</sup> Vgl. Ernst Boll: Geschichte Meklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. Neubrandenburg 1855/56, S. 524.

<sup>25</sup> Die sprachliche Assimilation der *Kartoffeln* zu niederdeutsch *Tüften* unterstreicht, wie integrationsfähig das Niederdeutsche noch im 18. Jahrhundert war, während es zum Mais keine mundartliche Entsprechung mehr gibt.

sozusagen auf offiziellem Weg, sondern im persönlichen Gespräch, das die Pastorenfrau anregt, nähert sich der Pastor den Bauern. Hier soll offenkundig eine ähnliche Distanz überwunden werden, wie sie zwischen der SED und den Bauern in den 1950er Jahren bestand. Das Erzählen, noch dazu in der Mundart, soll die Menschen und ihre Meinungen einander annähern und eine vernünftige Lösung nahe legen: „De Buern müchten dat ganz giern, wenn he mal inkeik. Hei wüßt so allerlei tau vertellen“, betont der erzählende Lehrer.<sup>26</sup> Es ist also bereits eine Vertrauensatmosphäre da, die nur aktualisiert werden muss. Eine bezeichnende Rolle spielen dabei die Frauen. Wie die Pastorenfrau ihren Mann zum Zugehen auf die Bauern bewegt, so ist auch eine aufgeschlossene Bauersfrau längst vom Sinn des Kartoffelanbaus überzeugt. Frauen erscheinen hier also als den Männern hinsichtlich ihrer kommunikativen, sozialen und wirtschaftlichen Kompetenz überlegen.

Nach einer Paraphrase des festgefahrenen Gesprächs zwischen Pastor und Bauer Murr über die Verwendung der kleineren und größeren Kartoffeln lässt Meyer-Scharffenberg den Deus ex machina erscheinen: das vertraute Platt. „„Mein lieber Murr“, Plitt snack platt wierer, ‚wat denken Sei, de Swien moegen de groten ok.““ Der Gesprächslogik wird damit nichts wesentlich Neues hinzugefügt; zudem geht das Gespräch auf Hochdeutsch weiter. Aber hier kommt es auf die Moderationsfunktion des vertrauten Plattdeutsch an: „Murr keik em an, as wenn he dat Evangelium hürte.“<sup>27</sup>

Wie das Evangelium während des 9. Jahrhunderts im HELIAND in altsächsischer Sprache verarbeitet wurde, um den heidnischen Sachsen das Christentum zu vermitteln, so wird hier agrartechnischer Fortschritt im 18. Jahrhundert (und damit 1959) im Neuniederdeutschen offeriert, um die zögerliche Landbevölkerung dafür zugänglich zu machen. Das Niederdeutsche überbrückt die argumentative Distanz, vergewissert den Bauern, dass mit dem Kartoffelanbau nicht gegen seine Interessen gehandelt werde. Folgerichtig gibt der Bauer seine Abwehrhaltung auf und fügt sich pragmatisch den Forderungen des Pastors. Bei einem andern Bauern hat Plitt zwar keinen Erfolg, aber wichtig ist ihm, dass mit Murr ein Anfang gemacht ist, dessen ökonomischer Erfolg alle anderen Bauern zum Mitmachen zwingen wird: „De Johren vergüngen. Plitt sien

<sup>26</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1959, S. 68.

<sup>27</sup> Beide Zitate ebenda, S. 69.

Buern harden langsam begräpen, un denn seit dat. De Tüften wieren up ehrn Acker nich mihr wegtaudenken.“<sup>28</sup>

Raffiniert verknüpft Meyer-Scharffenberg Binnen- und Außen- erzählung miteinander, die sich bei genauerem Hinsehen als nahezu denkungsgleich in ihrer Struktur erweisen. Leider wird die von ihm intendierte Aussage als happy end dem Leser allzu offensichtlich vor Augen geführt. Mustergültig stimmen auch die Bauern in der Außenerzählung dem von der Partei favorisierten Maisanbau zu. Schließlich wird die Trägheit der Bauern sogar noch räumlich verdeutlicht: Der Lehrer geht voran, die Bauern trotten hinterher: „De wier ehr wiet vörop.“<sup>29</sup>

Diese dreifach verschachtelte Struktur der Überzeugung (Autor – Rezipient, Lehrer – Bauern; Pastor– Bauern) gibt der Erzählung zwar einen gewissen Reiz, überlädt sie aber andererseits ideologisch, so dass das schon damals als störend empfunden wurde.

Auch in zwei weiteren Erzählungen, *Stötevadder un de Kinnermakers* und *Burn an' Stratengraben*, skizziert der Autor den Kontrast von Gegenwart und Vergangenheit mit Hilfe von Rahmenhandlung und Binnengeschichte, um letztlich Gegenwartsprobleme auf dem Lande in Mecklenburg darzustellen.<sup>30</sup>

Die Schlußerzählung *Oll Stoffers un Mamsell*<sup>31</sup> wurde aus noch darzuliegenden Gründen in den späteren Auflagen weggelassen. Trotzdem ist die Erzählung einer Betrachtung wert, nicht zuletzt, weil sie auch eine der längsten ist. Eingebettet in einen Generationenkonflikt will die Geschichte zeigen, wie ein Neubauer, der es endlich zu etwas gebracht hat, sich zunächst gegenüber dem Fortschritt der Kollektivierung der Landwirtschaft verschließt: „Ih wo, ick bün doch nich dumm, jetzt, wo alls so gaut in de Gangen is? ... dat willen wi man sien laten.“<sup>32</sup> Ungeachtet dessen zieht die Dorfgemeinschaft dennoch an einem Strang, symbolisiert durch das Erntefest im früheren Herrenhaus, das Genossenschafts- und Einzelbauern gemeinsam feiern, wobei Meyer-Scharffenberg auf den

<sup>28</sup> Meyer-Scharffenberg, *Dörpgeschichten* 1959, S. 70.

<sup>29</sup> Ebenda, S. 71.

<sup>30</sup> Auch auf diese Erzählungen wird bei Besprechung der Ausgabe von 1974 näher eingegangen.

<sup>31</sup> Hans Joachim Gernentz: *Niederdeutsch – gestern und heute*. Rostock 1980, S. 311-313 entnimmt dieser Geschichte noch einige Seiten als Beispiel neuerer niederdeutscher Literatur.

<sup>32</sup> Meyer-Scharffenberg, *Dörpgeschichten* 1959, S. 120.

Lebenstraum eines Tagelöhners anspielt: „Up dis Trepp ... heww ick woll al an föftig Jahr Oornbier fiert, as Kind, as Jung, as Knecht un ümmer wedder as Knecht. Un denn is dat anners kamen. De Eddelmann har verspält ... un nu fier ick al siet 'n Johre teihn as Buer hier up dis Fritrepp Oornbier ...“ Es scheint aber nur eine Frage der Zeit, bis auch Hinrich Stoffers in die sich konstituierende LPG eintritt, denn die entsprechende Einsicht ist bei ihm schon vorgebildet: „Man keiner darf dorbi vergäten, dat einer allein nix is.“<sup>33</sup> Die Quintessenz der Erzählung ist wieder präfiguriert, was auch nicht verwundert, da es sich hier angeblich nicht um den Entscheidungsspielraum Einzelner, sondern um historische Notwendigkeiten in der gesellschaftlichen Entwicklung handelt.

Nach dem ausgiebigen Feiern kann es sich Stoffers leisten, einen freien Sonntag zu nehmen, freilich nur, weil seine Familie nun das Vieh versorgt. („Krischan smitt furts Fauder vör, un de beiden Frugenslüd fangen an tau melken, Hinrich oewer snorkt.“)<sup>34</sup> Er sinniert dabei über den Herbst und – im übertragenen Sinn – über sein Alter, wobei ihm die Geschehnisse bei der Bodenreform in den Sinn kommen, als der Gutsbesitzer, vertreten durch die Mamsell, versuchte, die Tagelöhner auf seine Seite zu ziehen, wogegen sich Stoffers aber verwehrte.<sup>35</sup> Schließlich kommt die nach dem Westen gegangene Mamsell auf Besuch, um Stoffers in Widerspruch zur Entwicklung in der DDR zu bringen, was aber von vornherein scheitern muss, wie der Leser aus der positiven Beschreibung der Lebensumstände des Neubauern erahnen kann. Dabei bleibt die Kommunikationsebene wie ehemals eine verschiedene: Stoffers spricht Platt, während die Mamsell – vom „ostelbischen Junkertum“ übergelaufen zum „westdeutschen Kapitalismus“ – sich des Hochdeutschen bedient und ihn darüber hinaus herablassend in der dritten Person anredet.

Der Höhepunkt der verbalen Schlacht zwischen Ost und West ist erreicht, als die Mamsell feststellen muss, dass der ehemalige Tagelöhner Stoffers als Neubauer gut verdient und sogar ein eigenes Auto (Wartburg) besitzt. Die Auseinandersetzung öffnet aber nicht nur der einen Seite die Augen; auch Stoffers beschließt nun, die Genossenschaft pragmatisch-wirtschaftlich näher unter die Lupe zu nehmen. Überzeugt durch die Wirtschaftlichkeit und vorteilhafte

<sup>33</sup> Beide Zitate Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1959, S. 123 f.

<sup>34</sup> Ebenda, S. 128.

<sup>35</sup> Ebenda, S. 130.

Arbeitsorganisation der LPG, entschließt sich Stoffers trotz der „Lügenpropaganda“ aus dem BRD-Rundfunk, der LPG beizutreten, wobei Meyer-Scharffenberg an das damals gängige doktrinaire Klischee vom historischen „Schritt der Bauern vom Ich zum Wir“<sup>36</sup> anknüpft: „Weißt du, wi hewwt doch früher ümmer seggt: Wi un he! He, dat wier he dor baben up dat Schloß. Denn köm fiefunviertig, un dor säd jeder blot ick un noch mal ick. Ick bün nu wedder bi Wi, un dat is gaut un richtig.“<sup>37</sup>

So ist es verständlich, das diese allzu agitatorisch wirkende Schlusserzählung bei der Neubearbeitung des Bandes herausfiel, wird hier doch ein Erkenntnisprozess vorgetäuscht, den es bei den meisten Bauern in Bezug auf die Kollektivierung nicht gegeben hat.<sup>38</sup> Dabei ist die Geschichte selbst amüsant zu lesen, die sprachliche Charakterisierung der Personen ist gelungen, nur die ideologieträchtige Pointe bricht ihr das Genick.

Übrigens ist nicht nur in dieser Erzählung überheblicher Besuch aus der BRD, der als „tau hochnäsig, tau grotsnutig“<sup>39</sup> empfunden wird, mit ausschlaggebend für einen Neubauern, sich für die LPG gewinnen zu lassen.<sup>40</sup>

Zusammenfassend bleibt zu sagen: Die Komposition des Buches ist sehr ansprechend, weil die Exposition und die Kontinuität des Handlungsortes und -personals einen überschaubaren Zusammenhang gewährleisten, der für die Glaubwürdigkeit von Dialektliteratur

<sup>36</sup> Brief des ZK der SED an alle Genossenschafts- und Einzelbauern unserer Republik vom 21.03.1960. In: Dokumente zur Geschichte der SED. Bd. 2, Berlin 1986, S. 254-260, hier S. 254. Darin S. 257 auch die interessante Überlegung, die DDR durch die LPGs „für unsere Brüder in Westdeutschland anziehender zu machen“.

<sup>37</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1959, S. 142.

<sup>38</sup> In Wirklichkeit haben sich oft traumatische Szenen abgespielt. Vgl. Kuno Karls: Fieken hett schrüb'n ut Hagenow. Heft 5, Hagenow 1995, S. 72, Nr. 87. Unter Nr. 88 findet sich auch ein Hinweis, dass die agrarpolitisch zweifelhafte Entscheidung für landwirtschaftliche Großbetriebe zur Entscheidung zwischen Gut und Böse an sich stilisiert wurde: „Durch Deinen Eintritt beweist Du, daß Du für den Sozialismus bist und nicht für den Kapitalismus.“

<sup>39</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1959, S. 138.

<sup>40</sup> In dem 1968 entstandenen Fernsehfilm „Wege übers Land“, dessen Drehbuch von Helmut Sakowski, Jahrgang 1924, verfasst wurde, spielt Besuch aus der BRD eine ähnliche Rolle: Die Personen in der DDR fühlen sich bei ihrer Ehre gepackt und wollen es dem Westen zeigen. Sakowski schrieb mit „Daniel Druskat“ (1976) auch einen Roman, der die Konflikte in den entstandenen LPGs als zentrales Hintergrundmotiv der Handlung nutzt.

unerlässlich ist. Das Dorf und seine Einwohner wirken durchaus authentisch dargestellt. Problematisch waren und sind jedoch die zum Teil recht agitatorischen Akzente. Da die nachfolgende Überarbeitung am Stil und an den Binnenhandlungen der Geschichten kaum etwas änderte, ist der Grund für das Unbeachtetbleiben des Buches beim Lesepublikum wohl in diesen Akzenten, das heißt in außerliterarischen, ideologischen Kategorien zu suchen, wie sie oben angedeutet worden sind.

Hinzu kommt sicherlich das zeitweilig nachgelassene Interesse an Mundartliteratur.<sup>41</sup> Ein Blick auf die westdeutsche Literaturkritik zeigt, dass in Ermangelung eines Dichters, „der das gewandelte Dorfleben der Gegenwart zum Thema gemacht“ habe, die DÖRPGESCHICHTEN dort auch sehr wohlwollend aufgenommen wurden, „denn nicht thematische Fragen sollen Grundlage für ein Urteil über Dichtung sein, sondern die Darstellungsart im weitesten Sinne“.<sup>42</sup> Und die rechtfertigte es, dem Werk einen erzählerischen Rang zuzuerkennen.

#### IV. Zur Neubearbeitung der DÖRPGESCHICHTEN von 1974

Jürgen Grambow sah 1974 – Fritz Meyer-Scharffenberg war gesundheitlich angeschlagen und nicht arbeitsfähig – für den Hinstorff Verlag das Buch noch einmal auf seine Brauchbarkeit hin durch, davon ausgehend, „daß Meyer-Scharffenberg im Plattdeutschen seine Lust zu fabulieren befriedigen konnte ... und daß sich die Leser plattdeutscher Prosa dem Gegenwartsstoff verweigerten“.<sup>43</sup> Es ging also um einen Geschichtenerzähler, der eigentlich so recht nach dem Geschmack der Leser sein musste. Dafür aber bedurfte es einer Überarbeitung der Geschichten, um sie möglichst von der Gegenwartsthematik zu entlasten. Dazu boten sich die oft historisch motivierten Binnenhandlungen der Geschichten an. Zugleich mussten freilich Abstriche an der Gesamtkonzeption des Buches gemacht werden, da die ideologisch verbrämten Rahmenhandlungen, die die Geschichten verbanden, notgedrungen entfielen. Nicht mehr mit

<sup>41</sup> Vgl. Pegasus am Ostseestrand. Zwischen Trave, Oder, Küste und Seenplatte. Hrsg. von Gunnar Müller-Waldeck. Rostock 1999, S. 118.

<sup>42</sup> Wolfgang Lindow: Dörpgeschichten aus Mecklenburg. In: Plattdeutsche Erzähler und Erzählungen der Gegenwart. Hrsg. von Johann Diedrich Bellmann und Wolfgang Lindow. Neumünster 1968, S. 189-201, hier S. 192.

<sup>43</sup> Grambow, *Erinnern und Erzählen* (wie Anm. 1), S. 172.

aufgenommen wurden also *De Weggwieser*, die Exposition von *Paster Plitt un de groten Tüften* und, wie erwähnt, die Schlussgeschichte. Damit war man beim nächsten Problem, nämlich dem des Buchumfangs, der so auf knappe hundert Seiten geschrumpft war. Jürgen Grambow sah also bisher unpublizierte Aufzeichnungen Meyer-Scharffenbergs durch und fand noch drei für ihn akzeptable Kurzgeschichten sowie eine Vielzahl von Gedichten, die, zwischen die Prosa gestreut, den Band füllen halfen. Der Skepsis der Verlagsleitung war es geschuldet, dass zusätzlich Inge Jastram zur Bebilderung gewonnen wurde, die neben dem Titelbild 16 schöne Illustrationen beisteuerte.

Sicherlich war es weniger die erwähnte Kritik der Parteileitung als die Einfallslosigkeit des Einbandes der Erstaufgabe, die zur ansprechenderen Gestaltung des Bandes führte. In diese Richtung zielten auch Meyer-Scharffenbergs eigene Überlegungen zum vormaligen Scheitern des „etwas schlicht aufgemachten“ Buches, so dass „jemand nach anderthalb Jahrzehnten auf die Idee kam, mit einem neuen Umschlag dem Büchlein ein schöneres Kleid anzuziehen und es auch sonst mit auffallendem Schmuck zu versehen“. Auch die in Fraktur gehaltenen Überschriften wichen nun einem einheitlichen Schriftbild. Meyer-Scharffenberg ergänzte eine Widmung: „De Buern ut den' Klützer Winkel, de so gaut vertellen koenen, taudacht“, die deutlich macht, woher er seine Stoffe zum Schreiben gewann: „An den Fuß des Hügels schmiegt sich das Dorf. Die Groß- und Urgroßeltern waren noch Tagelöhner, Kutscher, Melker. Nach dem letzten Krieg blieben dort Männer und Frauen von jenseits der Oder hängen. Alle sprechen oder verstehen wenigstens plattdeutsch. Sie erzählten mir von 'Stötevaddern und de Kinnermakers', vom 'Rucksackbullen un de Individualkauh', von der 'Bannig düren Hochtied' und noch von viel mehr. So entstanden die 'Dörpgeschichten'.“<sup>44</sup> Um dem Band einen neuen Zusammenhang zu geben, ordnete man nun die Reihenfolge der Geschichten chronologisch nach dem Inhalt.

Somit eröffnet zwangsläufig die Geschichte von *Paster Plitt un de groten Tüften* den Erzählband. In der Ausgabe von 1959 hatte noch die Rahmenhandlung die Chronologie bestimmt, und die Erzählung war der Gegenwart zugeordnet worden. Da man die Rahmenhandlung

<sup>44</sup> Beide Zitate: Fritz Meyer-Scharffenberg: *Unter dem Poetenhut*. Berlin 1977, S. 75.

den Lesern nicht mehr zumuten wollte, blieb nur die Geschichte vom mecklenburgischen Landpastor übrig, der seine Gemeinde mit außerkirchlichem Engagement vom Wert der Kartoffel überzeugt. Die Geschichte trägt sich jedoch auch ohne Rahmenhandlung. Denn es gelingt Meyer-Scharffenberg, einem agrarhistorischen Geschehen von höchster Bedeutung für Mecklenburg auch sprachlich Farbe zu geben und der Darstellung der Bauern in ihrem Denken und Handeln Plausibilität zu verleihen.

Der Chronologie entsprechend folgt nun die Geschichte *Mit Jack un Bux*. Hier wagt sich Meyer-Scharffenberg soziologisch am weitesten vor. Die Darstellung der komplexen Situation nach dem Ersten Weltkrieg bzw. zur Zeit des Kapp-Putsches in Mecklenburg ist für die Mundartliteratur gewiss ein recht schwieriges Unterfangen. Meyer-Scharffenberg stellt sich ihr und entwickelt diesmal das Geschehen ohne Rahmenhandlung; nur eine kurze Einführung in Ort und Zeit der Handlung steht voran: „Wenn einer achter den' groten Stein, glik bi de oll windscheiw Schön, den' Richtwegg inslöggt, is he in 'ne halwig Stunn in Piepershagen. ... Un dat möt 'n laten, slecht liggt dat Döörp nich. De bäten wat dwatsche Buort von 't Schloß decken de dicken Eiken un Bäuken tau, un tau de einstigen Daglöhnerkatens sünd in de letzten Johren 'ne Reig niege Hüser kamen, so dat sick dat lött.“ Diese Veränderung erlebt auch noch der Schneider Wilhelm Zipp: „Von em, von de Barkewitze up Piepershagen un von de Daglöhners – dit spält glik nah vierteihn-achtteihn – sall de Räd sien.“<sup>45</sup> Breit ausgemalt wird das verlotterte Leben des Gutsherrn und seines Sohnes, die sich in ihren Ausschweifungen nicht nur auf betrügerische Weiber einlassen, sondern selbst in Milchgeschäften betrügen. Meyer-Scharffenberg unterwirft hier zwei Generationen des Adels der moralischen Kritik und gibt sie der Lächerlichkeit preis.<sup>46</sup> Hier wird von Anfang an klar gemacht, dass die Barkewitze als Kaste abgewirtschaftet haben: „Mit den' jungen Herrn geht dat liekstewelt so as mit den' ollen. Kiek di dit blot mal an!“<sup>47</sup> So geht die Rede unter den Tagelöhnern angesichts der herrschaftlichen Eskapaden. Als Gunter von Barkewitz und sein Vater sich schließlich noch untereinander ein Gefecht

<sup>45</sup> Beide Zitate: Fritz Meyer-Scharffenberg: Dörpgeschichten. Rostock 1974, S. 23.

<sup>46</sup> Im Kontrast etwa zu Fritz Reuter, in dessen „Stromtid“ Vater von Rambow sich charakterlich positiv von seinem Sohn abhebt.

<sup>47</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1974, S. 25.

liefern, reagieren die Tagelöhner nur noch mit Galgenhumor: „Wittfaut krüppt ut de Soegenbucht un röppt: ‚Ick denk, de Krieg is ut! Geht dat al wedder los?‘“<sup>48</sup>

Unter den Tagelöhnern regt sich bereits Widerstand. Und die Obrigkeit verharrt gleichfalls nicht untätig, wenn auch den Barkewitzen von übergeordneter Ebene auf die Sprünge geholfen werden muss: „‚Dit ward jo ümmer bärer‘, giffit he [ein Kommerzienrat aus der Kreisstadt] sick, ‚de slagen sick dor in Piepershagen ... de Ogen in, un de Daglöhners sünd dorbi, uns de Bodder von dat Brot tau nähmen.‘“<sup>49</sup> Der Schneider Zipp und seine kommunistische Konspiration bereiten dem alten Barkewitz solches Kopfzerbrechen, dass ihm schon mal ein plattdeutscher Fluch über die Lippen rutscht: „Ick scheid em dahl as ’n dullen Hund!“<sup>50</sup> Als probates Mittel zur Wiederherstellung alter Verhältnisse verfällt die Gutsherrschaft dann auf gewaltsame Einschüchterung. Ein Freikorps, „de Roßbacher“, wird kurzerhand auf dem Gutshof einquartiert. In geselliger Runde wird beschlossen, eine Versammlung der Tagelöhner zu sprengen, die dann auch ordentlich Schläge beziehen. „Ick heww in mien jungen John bi jedes Danzvergneugen düchtig mitschacht, man so wat Heimtücksch heww ’ck noch nich biläwt“,<sup>51</sup> empören sich die an rauhe Sitten gewöhnten Tagelöhner. Schließlich treten sie in den Streik; empört darüber lehnt die Gutsherrschaft jegliches Entgegenkommen ab:

De Herr von Barkewitz steiht vör sien Finster, em gahn swore Gedanken dörch den’ Kopp. ... Mit den’ Stock von Hoff gahn? Stüll dat sowiet kamen? ... Wenn dat nu mit den’ Rapp wükdlich nich klappt, denn is dat zappendüster. He wischt sick den’ Sweit af un stoehnt. Solangen, as de Lüd deden, wat he säd, wier alls gaut, nu oewer, wo sei wiest, dat sei maleinst ok ’n eigen Kopp hewwt, süht he swart. ... „Har ick de Aes blot rutsmäten“, seggt he vör sick hen, un wenn he blot künn, löt he sei alltauhopen insparren. Oewer dor kiek sick einer dat an. De Kierls streiken. Wo is so wat all mal moeglich wäst? Utgeräkent bi em, bi em up Piepershagen! ... „Ne, wenn nu de Welt nich ünner geiht, denn weit ick dat nich.“<sup>52</sup>

<sup>48</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1974, S. 35.

<sup>49</sup> Ebenda, S. 37.

<sup>50</sup> Ebenda, S. 41.

<sup>51</sup> Ebenda, S. 46.

<sup>52</sup> Ebenda, S. 51 f.

Die Verzweiflung lässt ihn auch diesmal wieder zum Platt greifen. Die Roßbacher scheitern natürlich kläglich beim Versuch, den Raps einzubringen, und die Herrschaft muss klein begeben: „Fief Wochen later gungen wi Daglöhners wedder rup up 'n Hoff. Fief Maand later gungen de Herrn von Barkewitz von' Hoff. Sei wieren farig mit Jack un Bux.“<sup>53</sup>

Damit führt Meyer-Scharffenberg den Konkurs eines Gutes, wie er in den 1920er Jahren viele Güter in Mecklenburg traf, auf das Selbstbewusstsein der dortigen Tagelöhner zurück, um eine Traditionslinie sozialrevolutionären Bewusstseins auf dem Lande aufzuzeigen. Er bestätigt damit zwar Ansichten von Zeitgenossen: „Der Krieg und die Revolutionszeit haben hier nun freilich vieles geändert. Die Kritik ist erwacht.“<sup>54</sup> Stärker als diese aufkommende Kritik dürfte allerdings die fehlende agrarwirtschaftliche Konjunktur in Rechnung zu stellen sein.

Ruft man sich jedoch Stimmen ins Gedächtnis wie etwa die, dass der mecklenburgische Tagelöhner jemand sei, der denke und fühle wie ein Kind<sup>55</sup>, ist Meyer-Scharffenbergs Schilderung eine wichtige Korrektur dieses sicherlich einseitigen Bildes, wenngleich die durch jahrhundertelange Entmündigung der Gutstagelöhner entstandenen Besonderheiten humoristisch zum Tragen kommen, etwa in der gelungenen Figur des Kutschers Pustback, der treu und naiv seinen Dienst bei der Herrschaft versieht und ohne Arg die Versammlung der Tagelöhner verrät. Gilt doch der Kutscher unter den anderen Gutsarbeitern als ein kleiner Herr, der einen feinen Tag lebt. „Dat schadt di gor nix, du Herrnhöller“, denkt sich der Schweinemäster Wittfaut, als auch Pustback eine Lohnkürzung zu spüren bekommt. Wittfaut gerät später in den Konflikt, „sien grote, runde Lieblingssoeg“<sup>56</sup> beim Ferkeln allein zu lassen oder als Streikbrecher dazustehen. Er nimmt das Tier schließlich unbemerkt mit sich nach Hause.

Meyer-Scharffenberg unterstreicht hier wohl, dass die Tagelöhner die eigentlichen Eigentümer der Produktionsmittel seien. Das sind nur zwei Beispiele für seine farbige Schilderung des Lebens auf

<sup>53</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1974, S. 53.

<sup>54</sup> Ernst Voss: Zur Psychologie des mecklenburgischen Tagelöhners. o.O. 1923, S. 6.

<sup>55</sup> Ebenda, S. 3.

<sup>56</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1974, S. 43, 50.

einem mecklenburgischen Gutshof, diesmal gerade wegen des gesellschafts-politischen Hintergrunds.<sup>57</sup>

In der Erzählung *Dat giwwt väl Wääg* wechselt die Szenerie nun vom Gutsdorf Piepershagen zum Bauerndorf Poppenhagen. Diese literarische Topographie trägt der ehemaligen Struktur des mecklenburgischen Staates Rechnung, dessen Charakteristikum gerade die Teilung in ritterschaftliches, städtisches und domaniales Territorium war. Wieder ist der Leser eingeladen, dem Autor ins Dorf zu folgen: „Wo de Wegg achter Piepershagen von de grot Straat afbögt un wo 'n Rechtmannskind in' Frühjohr un in' Harwst binah versöp, dor liggt Poppenhagen. Wat is 't einmal in' Sommer för 'n schönes Dörp. Allein de Wegg dorhen is grotorig.“ Viel hat sich im Dorf verändert: „Vör 'n poor Johr hett dat noch Grot un Lütt Poppenhagen heiten, wiern twei Dörper, ein wier de Hoff mit de Daglöhnerkatens un ein wier dat oll Buerndörp. Nu is dat ein Gemein, un Daglöhners giwwt all lang nich mihr, sünd all Buern worden, Genossenschaftsbuern.“<sup>58</sup>

Meyer-Scharffenberg ist der Hinweis wichtig, dass die ständischen Schranken zwischen Bauern und Tagelöhnern, wie sie auf ritterschaftlichem und domanialem Territorium bestanden, gefallen sind. Die erste Auflage verzeichnete noch drei Arten von Bauern: „Oltbuern, Enzelbuern un Genossenschaftsbuern“.<sup>59</sup> Auch in anderer Hinsicht trägt die Ausgabe von 1974 der veränderten Situation auf dem Lande Rechnung, nämlich der Plattenbauarchitektur auf den Dörfern: „Un wat hewwt sei bugt in Poppenhagen! Ganz Deil niege Hüser sünd taukamen, witt mit 'n rodes Dack un in Plattenblockbuwies mit 'n Flachdack. ... Ne, alles wat recht is, laat mi nich leigen, Poppenhagen hett sick rutmakt, dat möt 'n seggen.“<sup>60</sup>

Nach dieser Exposition beginnt die Geschichte mit dem zeitlich am weitesten gefassten Bogen des Buches: Seit den zwanziger Jahren

<sup>57</sup> Vgl. die neuen Erkenntnisse über das Verhältnis von Gutsarbeitern und Gutsherrschaft in: Mecklenburgische Gutsherren im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Mario Niemann. Rostock 2000.

<sup>58</sup> Beide Zitate Meyer-Scharffenberg, *Dörpgeschichten 1974*, S. 57 f.

<sup>59</sup> Ebenda 1959, S. 37.

<sup>60</sup> Ebenda 1974, S. 58. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass sogar Funktionäre wie Bernhard Quandt, der von 1952 bis 1974 Erster Sekretär der SED-Bezirksleitung Schwerin war, sich gegen die von Meyer-Scharffenberg gelobte neue Blockbauweise auf den Dörfern aussprachen. Vgl. Lars Pelen: Bernhard Quandt. In: Buchsteiner, *Mecklenburger* (wie Anm. 2), S. 331-348, hier S. 343 f.

lebt die Bauerntochter Erna Tretow, wegen ihrer Selbständigkeit von den Bauernsöhnen gemieden, allein auf dem Hof ihres Vaters, bis schließlich auf dem unbesetzten Nachbarhof ein neuer Bauer sein Glück versucht. Seine zupackende Art imponiert Erna, an der auch Karl (Korl) Riekhoff, so der Name des Bauern, Gefallen findet. Im Dorf aber äußert sich Unmut: „Buerndiern un Stadtmaniern“, dachten sei, „de sünd uns Jungs nich gaut naug. Dor möt ierst 'n Frömm, so 'n herlopen Kierl, kamen.“<sup>61</sup> Natürlich werden Karl und Erna, nunmehr verheiratet, vom Dorfklatsch auf Schritt und Tritt auch deswegen begleitet, weil Korl seine Wirtschaft in Ordnung hat: „Un sien Veih wier in' besten Gangen, kein Sük in' Stall, un up 'n Acker güng dat, as dat müßt.“<sup>62</sup> Durch bäuerlich-pragmatisches Denken versucht Karl sich aus den politischen Verwicklungen der Nazizeit herauszuhalten: „He har sick den' Düwel um all dat Gedriew in' Dörpen schert, he wier ok nich in' Riederstorm. ‚Wat sall dat‘, säd he, ‚an' Sünndag ok noch mit de Pier dörch de Gegend zuckeln. Dor sünd sei mi tau schaad tau.“<sup>63</sup>

Die alteingessenen Bauern machen keine Anstalten, es Karl zu erleichtern, Fuß im Dorf zu fassen. Nicht nur, dass „de lütt Vicebuer“ sich nicht einstellt, was Karls Beziehung zu Erna überschattet. Zusätzlich gerät Karl unter Druck, als er als erster Bauer (die dreißiger Jahre sind mittlerweile vergangen und der Krieg hat begonnen) in die Wehrmacht eingezogen wird. Neben den fadenscheinigen Begründungen des Bürgermeisters gibt in Wirklichkeit etwas anderes den Ausschlag: „... dat säd he oewer nich, dat dacht he blot: ‚Di willen wi dat woll wiesen, wat dat heit, sick vör uns ollen Buern uptauspälen. Kümmt hier in 't Dörp kajohlt as sühst mi woll un denkt, wi laat uns up de Näs tanzen.“<sup>64</sup> Karl übersteht den Krieg mit einer leichten Beinverletzung, was leider nur nebenher erwähnt wird. Er lehnt den ihm nun angetragenen Bürgermeisterposten ab und konzentriert sich auf seine Wirtschaft, die nach dem Krieg die Ernährungsgrundlage vieler Flüchtlinge ist. Die folgenden Seiten focussieren privates Geschehen. Karl, mit seiner familiären Situation unzufrieden, fängt ein Verhältnis mit dem Dienstmädchen Hedi an, das er schwängert. Schließlich trennen sich Karl und Erna, nachdem Hedi das Dorf verlassen hat. „Arbeiten ded Korl för dull, un he wier

<sup>61</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1974, S. 61.

<sup>62</sup> Ebenda, S. 65.

<sup>63</sup> Ebenda, S. 66.

<sup>64</sup> Ebenda, S. 66.

mit sien Soll früher farig as all annern Buern“.<sup>65</sup> Obwohl er keine Kinder hat, lehnt er den Eintritt in die Genossenschaft ab: „... dat wier för Korl hoge Politik, dorvon wull he nix weiten.“<sup>66</sup>

Gerade deswegen gerät Karl trotz allen Fleißes in wirtschaftliche Probleme; er tut den beschworenen Schritt „vom Ich zum Wir“ nicht: „Von de Gegensiedig Buernhülpe wull he ok nich väl weiten. He dacht ümmer, he köm dorbi tau kort. Un so köm dat, dat he taun iersten Mal mit Ach un Krach sien Soll tausamen kreig.“<sup>67</sup> Das neue Gesellschaftssystem lässt Karls Egoismus scheitern; er geht schließlich in den Westen. Erna auf ihrem Hof hat zwar auch politische Bedenken; sie aber wird sich, bestärkt von Neubauer Rakow, der LPG anschließen, wie es der Schluss der Geschichte wahrscheinlich macht. Karl blieb Außenseiter im Dorf. Erst war er der Fremde, von Missgunst und Neid der anderen Bauern geplagt, später misstrauisch gegenüber den neuen Produktionsverhältnissen. Der Autor macht klar, dass sich unter den gegebenen Verhältnissen niemand heraushalten kann aus den gesellschaftlichen Umgestaltungen auf dem Lande.

Ohne Humor, ernst und sachlich schildert Meyer-Scharffenberg den Lebensweg Ernas und Karls, dessen Weggang in den Westen dem Leser durchaus als Verlust für die Gesellschaft bewusst wird, ist er doch nicht einer jener finsternen Saboteure, die die SED-Propaganda angeblich unter den Gegnern der Kollektivierung ausmachte. Diese Differenzierung macht die Erzählung lesenswert, da diesmal kein herbei geredeter Altruismus den Sieg davon trägt. Allerdings will die Erzählung mit einem negativen Beispiel die Überlegenheit der Kollektivierung sinnfällig machen.

Um gleich im Anschluss eine Alternative aufzuzeigen, beginnt die Geschichte *Burn an' Stratengraben* wieder mit einer Rahmenhandlung. Friedrich, ein Neubauer, überlegt, ob er nicht in der BRD ein besseres Leben führen könne. Der ehemalige Gutsbesitzer hat ihm eine Pachtstelle als Gastwirt angeboten, auch seine Frau drängt: „Bi uns is ok alls so düer ... un droeben is mal Utverkoop orer Witt Woch.“ – „Dit is doch uns Arbeiter- un Buernstaat“, gibt Friedrich zu bedenken, doch seine Frau lässt sich einzig und allein von materiellen Überlegungen leiten: „Dor kann 'ck mi nix för köpen.“<sup>68</sup> Friedrich,

<sup>65</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1974, S. 74.

<sup>66</sup> Ebenda, S. 75.

<sup>67</sup> Ebenda, S. 75.

<sup>68</sup> Beide Zitate ebenda, S. 82.

ähnlich unpolitisch wie Bauer Karl Riekhoff, ringt mit sich, tendiert schon dazu, in den Westen zu gehen: „He wull blot sien Arbeit, un dat anner leig em nich. ... Droeben brukt he sick üm sowat nich kümmern ... dor is alls noch bi 'n ollen und geiht ok.“<sup>69</sup> Schließlich kommt jedoch wieder ein Erinnerungsmechanismus in Gang: sein Vater berichtet ihm von den Umständen seiner Geburt. Dabei wird Misstrauen gegenüber der Adelskaste angemahnt, deren Unrechts-taten nicht vergessen werden dürften. Friedrich ist nämlich eine Waise, deren Mutter, eine Tagelöhnerin, durch die Hartherzigkeit des Gutsbesitzers erst ihre zwei Töchter verlor und schließlich selbst starb. Das alles entwickelt sich zwar aus einem tragischen Geschehen, an dessen Anfang aber die Hartherzigkeit des Gutsherrn steht. Sein Stiefvater sagte schon an seiner Wiege zu ihm: „Plannt för de kein Tüften un legg för de kein Kurn in de Ierd, war nie nich Daglöhner! Dat kamen ok noch mal anner Tieden!“<sup>70</sup> Dahinter steht unausgesprochen der moralische Imperativ, auch keinen Handschlag für die in der BRD unangetastet lebende Adelskaste zu tun. Friedrichs Vater rät zur LPG: „... de Genossenschaft [wier] woll för Friedrichen dat best.“<sup>71</sup> Meyer-Scharffenberg lässt zwar Friedrichs endgültige Entscheidung offen. Die gewollte Antwort ist aber im Rahmen des Buches deutlich auszumachen.

Im Folgenden führt dann wieder der Humor Regie, wenn es in *Stötevadder un de Kinnermakers* (wie schon in *Mit Jack un Bix*) um den Adel geht. Hier schafft Meyer-Scharffenberg eines jener Originale, von denen die Mundartliteratur seit Reuter und Brinckman ganz wesentlich lebt. Der Autor wechselt in der Rahmenhandlung die bisher beibehaltene auktoriale Erzählperspektive. Er erscheint nun direkt beteiligt am Geschehen, sitzt mit Stötevadder im Dorfkrug, als der seine Geschichte zum Besten gibt. Hier bestätigt sich die zitierte Widmung des Buches: Meyer-Scharffenberg schöpft aus dem *Snack* der Landbewohner Anregungen für seine Arbeit.

Stötevadder war zu seiner Zeit als Tagelöhner auf dem Gut gezwungen, seine Braut gegen die Anzüglichkeiten der Gutsherren zu verteidigen. Als sein Gutsherr ihm einen abgelegten Frack mit Zylinder schenkt, sagt er sich: „Wat för em nich mihr gaut naug is, geiht för mi grad noch taun Meßführn.“<sup>72</sup> Diesen Affront lässt man

<sup>69</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1974, S. 83 f.

<sup>70</sup> Ebenda, S. 97.

<sup>71</sup> Ebenda, S. 83.

<sup>72</sup> Ebenda, S. 107.

sich auf dem Gut nicht gefallen: Stötevadder wird entlassen. Dem nächsten, moralisch ebenso verkommenen Gutsherrn muss er mit Gewalt verdeutlichen, „dat Sei nich Kinnermaker tau spälen hewwt, wo ick de Vadder sien will!“<sup>73</sup> All diese Schwierigkeiten meistert Stötevadder mit Humor und handfestem Zupacken: „Meta un ick sünd denn 'n Hus wierer trocken, hewwt fix friegt un uns Rauh funnen.“<sup>74</sup>

In *De Gaus un de Kauh*<sup>75</sup> wird der kleinliche Streit vorgennossenschaftlicher Jahre karikiert, als jeder noch seiner Gans hinterherlief, um zu sehen, „ob sick ein von de kraenschen Ganters [sien] Gaus woll vörnöhm.“<sup>76</sup> Auf dem Heimweg wird eine Gans von einem Nachbarn auf dessen Grundstück weggefangen. Das kommt Jahre später bei einem feucht-fröhlichen Erntefest heraus. Parallel zum einzelbäuerlichen Egoismus früherer Jahre erscheint nun der, der die Gans damals fing, auch als jemand, der „seiner“ Kuh in der LPG eine besondere Pflege angedeihen lässt. Erst als die Kuh von jemand anderem abgemolken wird, besinnt er sich auf das gemeinschaftliche Eigentum. Diese Geschichte endet wiederum mit der offensichtlichen Läuterung eines uneinsichtigen LPG-Bauern.

Schon der Titel der nächsten Geschichte macht neugierig: *De Rucksackbull un de Indiidualkauh*. Damit sind zwei agrarische Begriffe im Sinne von Fortschritt und Rückständigkeit genannt. Kritisiert wird eine angeblich überholte Einrichtung: der Dorfbulle und das Gezeter um ihn. Er befindet sich nämlich in der Obhut der „Späukenkiekersch Mellmann“, Hausdrachen und LPG-Feindin in einem. Heiner, ihr Mann „müßt sick dormit affinnen. Denn de Olsch har nu mal de Büxen anbehollen.“<sup>77</sup> Sie droht ihm sogar: „Oewer dat will ick di vertelln, geihst du in de Genossenschaft, denn lat 'ck mi up mien ollen Daag noch scheiden.“<sup>78</sup> Alles lässt sich Heiner aber nun doch nicht gefallen. Als seine Frau eine Herzattacke vortäuscht und ihren Tod vorhersagt, antwortet er mit makaberem Humor: „Holl

<sup>73</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1974, S. 111.

<sup>74</sup> Ebenda. – Hundert Jahre früher konnte ein solcher Konflikt in Reuters "Kein Hüsung" angesichts der unmenschlichen Heimatgesetzgebung nur noch in einer Tragödie enden.

<sup>75</sup> Die neu aufgenommene, belanglose Geschichte *Bauts, har he ein sitten*, kann an dieser Stelle übergangen werden.

<sup>76</sup> Ebenda, S. 119.

<sup>77</sup> Ebenda, S. 126.

<sup>78</sup> Ebenda, S. 128.

Wurt, Olsch, holl Wurt.“<sup>79</sup> Jedenfalls ist es auch Nachbar Karl Bumann leid, sich mit der Mellmannsch wegen des Dorfbullen arrangieren zu müssen. Er zieht die künstliche Befruchtung für seine Individualkauh in Betracht, den Bullen aus dem Rucksack des Veterinärs also. Nur seine Frau stellt sich quer: „*Natur is Natur*. ... Dat sünd Weisheiten, dor lat ick nich an rippeln un rögen.“ Leider wird hier der Humor dem sensiblen Thema nicht gerecht: „De ganzen Käu von uns Genossenschaft warden von em bedeiht, blot du stellst di verdwars. All hewwt sei langen 'n künstlich Kalw, un de wassen gaut ranner, un hewwt sei 'n Glasmul?“ hält der Mann seiner Frau entgegen. Wenngleich man für die fünfziger Jahre kein Problembewusstsein unserer Tage voraussetzen kann, wäre eine gleichberechtigtere Argumentation angebracht gewesen. So scheinen Bedenken nur Hirngespinnste versponnener Leute, „de ... all ümmer 'n lütten ünner de Luk hatt [hemm]“.<sup>80</sup> Als die Mellmannsch sich schließlich noch durch einen Streich einen Schrecken einjagen lässt, wird sie vollkommen der Lächerlichkeit preisgegeben: „Fangen S' man nich wedder an, Fru Mellmann, Sei glöben doch woll nich, dat ick wohrhaftig den' Bösen ladt heww? Ne, dat is reinweg Natur!“<sup>81</sup> Damit sind also die Skeptiker aller Argumente beraubt. Wer noch an das personifizierte Böse glaubt, kann in Sachen gesellschaftlichen und technischen Fortschritts nicht mitreden. Jenseits aller Anfechtungen bleibt die heile Welt der Genossenschaft.

*Bannig düer Hochtied* beschließt den Reigen der Geschichten. Ein letztes Mal die Perspektive hin zum personalen Erzähler wechselnd, schildert Meyer-Scharffenberg die kauzige Methode eines Bauern, seinen Zuchteber mit Rotwein für die Fortpflanzungsaufgaben fit zu machen. Der Erzähler und Stötevadder helfen ihm, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Eine auch nur einigermaßen motivierte Fabel hat die Geschichte jedoch nicht, so dass sie nur aufgenommen scheint, um den Band zu füllen.

## V. Die Mundartgedichte in den DÖRPGESCHICHTEN

Es hieße einen wichtigen Aspekt der DÖRPGESCHICHTEN zu übergehen, ließe man die Gedichte Meyer-Scharffenbergs unberück-

<sup>79</sup> Ebenda, S. 129.

<sup>80</sup> Alle drei Zitate ebenda, S. 123.

<sup>81</sup> Ebenda, S. 141.

sichtig, zu dessen lyrischem Schaffen Jürgen Borchert zu Recht bemerkt, dass es „leider nie zusammengefaßt veröffentlicht worden“ ist.<sup>82</sup> Das gelegentlich monierte Füllen des Bandes mit zweitklassigen Geschichten kann in Bezug auf die Gedichte nicht gelten. Meyer-Scharffenberg vermag die in der Mundartdichtung gängigen, dem Leben auf dem Dorf oder der Natur entnommenen Themen ansprechend zu gestalten.

Dabei ist es ihm nicht um formale Innovationen zu tun; er orientiert sich eher am Volkslied und an seiner Eingängigkeit, was in Rhythmus, Reimschema und den einfachen Strophenformen zum Ausdruck kommt. So wundert es auch nicht, dass seine Gedichte zur Vertonung anregen. Thematisch spielen etwa Höhepunkte im dörflichen Jahreslauf wie der Johannistag oder die eingebrachte Ernte und der bevorstehende Winter eine wichtige Rolle:

Wi sünd för 'n Winter praat.  
Muskanten, treckt de Fiedel!  
Tau Austköst geiht 't kandidel;  
In de Ierd dröömt all de Saat. (*Rusig weiht de Wind*)<sup>83</sup>

Als Korrelat dazu erscheint ein Gedicht, das den ersehnten Beginn des Frühjahrs beschreibt (*De lichten Daag*). – Entsprechend dem Zusammenhalten des Dorfes bei eintretendem Unwetter drückt Meyer-Scharffenberg auch die Sehnsucht nach Freundschaft und geborgener Zweisamkeit aus, die in seinen Zeilen als zweiter Themenschwerpunkt immer wieder anzutreffen ist:

Dat Döörp is tauhopenkrapen,  
man bi einen brennt noch Licht!  
Täuwt de up di vielleicht?  
De annern güngen all slapen. (*Täuwt de up di?*)<sup>84</sup>

Das Einbringen der Gedichte in den Erzählungsband kann man gewiss als einen Glücksgriff bezeichnen, der den immer wieder durchschimmernden agrarpolitischen Hintergrund der Erzählungen mehr oder minder kaschierend, letztendlich zum Erfolg des Buches beigetragen haben dürfte.

<sup>82</sup> Borchert, Meyer-Scharffenberg (wie Anm. 3), S. 83.

<sup>83</sup> Meyer-Scharffenberg, Dörpgeschichten 1974, S. 113.

<sup>84</sup> Ebenda, S. 149.

## VI. Zur Sprache Meyer-Scharffenbergs in den DÖRPGESCHICHTEN

Sicherlich kann man Fritz Meyer-Scharffenberg den Vorwurf machen, nicht nur thematisch den politisierten Zeiten, sondern auch sprachlich dem Eindringen des Hochdeutschen in die Mundart Konzessionen gemacht zu haben. Im ersten Fall mag dies Zustimmung finden. Doch die umfassenden Veränderungen der dörflichen Sozial- und Kommunikationsstruktur in der Nachkriegszeit zu beschreiben, verlangte auch die Berücksichtigung der gravierenden Sprachveränderungen. Die Mecklenburg geradezu überflutenden Flüchtlinge verschoben den Geltungsbereich des Plattdeutschen weit hin zum Hochdeutschen.

So bildet Meyer-Scharffenberg das Plattdeutsch der fünfziger Jahre ab, soweit und wie es tatsächlich gesprochen wurde.<sup>85</sup> Dabei berücksichtigt er auch regionale Besonderheiten, wie etwa die Endung -t der Pluralverbformen, die, eigentlich typisch für das Westniederdeutsche, bis in den Klützer Winkel anzutreffen ist. Und er übernimmt die zum Teil ins Plattdeutsche übertragenen neuen Lexeme wie 'Gegenseitige Bauernhilfe', 'de Gegensiedig Buernhülp', wie es bei ihm heißt? Hier versucht die Sprache, wie schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Schritt zu halten mit modernen Entwicklungstendenzen in der Gesellschaft. Andererseits lag es nahe, sich angesichts eines Wortungetüms wie 'Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft' auf deren Abkürzung LPG zurückziehen. Hier und da lassen sich auch Inkonsistenzen feststellen<sup>86</sup>, im wesentlichen jedoch vermittelt Meyer-Scharffenberg ungeachtet aller Einwände den „Eindruck von sogenannter Echtheit und Unverfälschtheit“, nämlich „ein Sichwiederfinden des Rezipienten im Gehäuse der vertrauten Sprachlichkeit“.<sup>87</sup>

## VII. Resümee

Auffallend ist zunächst, dass Meyer-Scharffenberg neben einer Reihe von hochdeutsch verfassten Werken nur diesen einen schmalen Band plattdeutscher Erzählungen schrieb. Vermutlich hat ihn der

<sup>85</sup> Vgl. Gernentz: Niederdeutsch – gestern und heute (wie Anm. 31), S. 158 ff.

<sup>86</sup> So stehen bei Meyer-Scharffenberg zum Teil Monophthonge und Diphthonge (*he* und *sei*) oder beim Verb *sein* der alte Imperfekt *was* und die heutige Lautung *wier* unmotiviert nebeneinander.

<sup>87</sup> Ulf-Hermann Bader: Expositorisches Erzählen in der neuniederdeutschen Literatur. In: Niederdeutsches Jahrbuch 121, 1998, S. 149-180, hier S. 176.

Misserfolg des Buches abgehalten, weiter mundartlich hervorzutreten. Am späteren Erfolg der DÖRPGESCHICHTEN konnte er sich nur kurze Zeit erfreuen, starb er doch schon 1975. Wahrscheinlich gab ihm die hochdeutsche Sprache auch breiteren Raum für seine schriftstellerischen Ambitionen.

So müssen wir denn immer die oben skizzierte Lage Ende der 1950er Jahre berücksichtigen, in der Meyer-Scharffenberg seine Geschichten konzipierte. So versäumte er es einerseits, die Zustände bei der Kollektivierung der Landwirtschaft differenzierter zu beschreiben, den einfachen, versöhnlichen Lösungen zu misstrauen und die Fabeln seiner Erzählungen mehr gegen das Durchscheitern von Doktrinen zu sichern. Andererseits vermied er es, die SED-Greuelpropaganda von Verbrechern und Saboteuren, die angeblich in die LPGs eingeschleust wurden, oder von lächerlichen Kartoffelkäferabwürfen über dem Gebiet der DDR zu kolportieren. Es sind auch nicht die propagierten „neuen Menschen“<sup>88</sup>, die Meyer-Scharffenberg beschreibt, sondern er ist sich der Kluft bewusst, die die Vorgabe der Funktionäre für die Künstler aufriss: „Gestalte ich das Neue, Typische, das sich bei uns entwickelt hat, ... oder gestalte ich etwas Vergangenes und Rückständiges?“<sup>89</sup> Individualisten wie Karl Riekhoff oder Originale wie Stötevadder sind neben historischen Personen wie Pastor Plitt für Meyer-Scharffenberg von ebensolchem Interesse wie zögernde, verunsicherte Bauern wie Friedrich Klatt. Meyer-Scharffenberg wusste, dass es den „neuen Menschen“ weder in den 1950er Jahren noch später gab. Gleichwohl lagen seine Sympathien auf Seiten der dörflichen Gemeinschaft seiner Heimat<sup>90</sup>, die nach 1945 auf eine bessere Zukunft hoffte.

Meyer-Scharffenbergs Bestandsaufnahme einer traditionell von der Landwirtschaft geprägten Welt, deren dörfliche Sozialstruktur sich tendenziell auflöste, hat ihren besonderen literarischen Wert.<sup>91</sup> Man kann vielleicht sagen, dass hier diese ländliche Welt mit all ihren

<sup>88</sup> Im Sinne der marxistischen Anthropologie in der DDR: „Das Wichtigste, was die sozialistische Revolution hervorgebracht hat, ist der neue Mensch.“ Erich Honecker: Rede auf der Festveranstaltung zum 30. Jahrestag der DDR. Berlin 1979, S. 31.

<sup>89</sup> Erfahrungen und Probleme (wie Anm. 10), S. 25.

<sup>90</sup> Vgl. Michael Töteberg: Heimat und Fremde. In: Quickborn 69, 1979, S. 14-29.

<sup>91</sup> Arnd Bauerkämper: Von der Bodenreform zur Kollektivierung. In: Sozialgeschichte der DDR. Hrsg. von Hartmut Kaelble. Stuttgart 1994, S. 119-144, hier S. 136.

Veränderungen ein letztes Mal in einer Reihe von plattdeutschen Erzählungen einzufangen wurde, die gebündelt eine beachtliche Leistung darstellen.<sup>92</sup> In den 1970er Jahren schlug Helmut Sakowski – wie Meyer-Scharffenberg auf andere Art auch – schon einen anderen Ton an: „Wir müssen die Erstarrung endlich abstreifen, weg von der LPG alten Stils, weg von der Groß-LPG, wir müssen die Grenzen der Dörfer sprengen, auf Flächen arbeiten, die von Horizont zu Horizont reichen, wir müssen auf dem Land wie in der Industrie arbeiten ...“<sup>93</sup> Sich trotz dieses Programms noch einmal dahin zurückgezogen zu haben, „wo die Mundartliteratur die Nähe zur unverstellten mündlichen Rede zu bewahren [und ihren Möglichkeiten gerecht zu werden] vermag“<sup>94</sup>, ist das bleibende Verdienst Fritz Meyer-Scharffenbergs.

---

<sup>92</sup> Der leider unbeachtet gebliebene Roman „Aantenflot un Räubensluck“ von Günter Wahrendorf geht zeitlich noch vor die Kollektivierung zurück (1947-50) und spielt in kleinbürgerlichem Milieu. Wichtige Erzähler wie Berthold Brügge bevorzugen für ihre Erzählungen andere Sujets, hier Küste und Seefahrt.

<sup>93</sup> Helmut Sakowski: Daniel Druskat. Berlin 1978, S. 417.

<sup>94</sup> Kurt Batt: Reuter und die Folgen. In: Ders. (Hrsg.): Mecklenburg. Ein Lesebuch. Rostock 1977, S. 289-311, hier S. 310.



Fritz Meyer-Scharffenberg



Die Erzählkunst Berthold Brüggens  
in *"Mit Oll Topp bie Kap Huurn"*  
Mundartliches Erzählen als literarisches Prinzip

Von Thomas Triller

I. Die Themenvielfalt im Werk Berthold Brüggens

Der Band MIT OLL TOPP BIE KAP HUURN – eine Zusammenstellung niederdeutscher Erzählungen und Gedichte, geschrieben von Berthold Brügge (1909-1979) – erschien im Jahre 1977 im Rostocker Hinstorff-Verlag. Der literarische Schaffensprozess des Autors setzte erst spät in dessen Leben ein: in den frühen 1960er Jahren. Neben Kurzgeschichten und Gedichten schrieb er gelegentlich Auftragsarbeiten für Funk und Presse (Hörbilder, Funkszenen, Reportagen, Anekdoten). Es existieren von ihm verschiedene Reiseaufzeichnungen, Reisebriefe, Vorträge und Kritiken in niederdeutscher Mundart. Daneben verfasste Brügge (als Auftragsarbeiten) hochdeutsche Texte, zum Beispiel in den späten 1960er Jahren für musikalische Werke (Oratorium, Kantate). Der Vollständigkeit halber seien verschiedene Übersetzungen vom Hoch- ins Niederdeutsche erwähnt, beispielsweise die Übertragung von Sagen aus dem Ostseeraum ins Plattdeutsche. Regionale Popularität in niederdeutschen Kreisen erlangte Brügge jedoch mit seinen Kurzgeschichten und Gedichten, die es in dieser Arbeit zu untersuchen gilt.

MIT OLL TOPP BIE KAP HUURN enthält fünf lyrische und 36 Prosabeiträge, die im Platt der Rostocker und Warnemünder Stadtmundart gehalten sind. Der Autor, der in der Nähe des alten Rostocker Stadthafens unter plattdeutsch Sprechenden aufgewachsen ist und Zeit seines Lebens in Rostock und Warnemünde zu Hause war, hat die im Buch enthaltenen "Geschichten" auf Anraten des Verlegers drei Themenkreisen zugeordnet, die sich durch ihre abwechslungsreiche stoffliche Vielfalt auszeichnen.

Der erste Teil enthält zwölf kurze Erzählungen, die sich inhaltlich ausschließlich mit der Kindheit und Jugend des Erzählers beschäftigen. Im zweiten Teil befinden sich dreizehn Kurzgeschichten, in denen der Autor das Leben im Hafen, den Alltag der Warnemünder Fischer und Werftarbeiter reflektiert. Der dritte Teil der Sammlung umfasst einen Themenkreis, den man mit "Beobachtungen und

Begebenheiten aus dem täglichen Leben“ betiteln könnte. Er enthält elf Erzählungen. Drei lyrische Beiträge des Autors leiten die jeweiligen Themenabschnitte ein (*Sien Droom; Up de Mol; Mien Diern will Schäpen buugen*); zwei weitere rahmen die ganze Sammlung ein (*Wat heww ick miene Heimat leew; Mien Vadder*).

In den ersten zwölf Geschichten erinnert sich Berthold Brügge an verschiedene Episoden aus seiner Kindheit in Rostock. Autobiographisch erzählend lässt er zumeist komische oder kuriose Begebenheiten aus seinem Leben in der Rostocker Altstadt, aus seiner in die frühen 1920er Jahre zu datierenden Schulzeit und über seinen Sanatoriumsaufenthalt in Sülze zum Leben erwachen. Man liest über den ersten "Drogengenuss" (*Dat Kapteinsexamen*), über Indianerspiele (*De Skalp*), das Familienleben (*Inhöden*), den Schulalltag (*Tüten un de anner*) und die erste Jugendliebe (*Lütt Meta*).

Der zweite Teil der Sammlung ist in stofflicher Hinsicht bei weitem gefächerter. Der Autor schreibt über den Arbeitsalltag der Warnemünder Fischer (*Up Fangreis*), über die Landschaft und die Natur an der Ostseeküste (*Harwstabend*) und über scheinbar unauffällige Begebenheiten in seiner Umgebung (*Bloomen vör dat Warfidur*). Daneben schuf er Charakterstudien von Menschen der Region – dem Leser bekannt oder nicht bekannt (*Anna Drögmöller; Notfüer*). Außerdem hat auf Brügge die Tradition der Fischer, Seemannsgarn zu stricken, abgefärbt (*Don Pedro, Admiral up Füerland*).

Auch die letzten elf Erzählungen variieren ausgelassen in Stoff und literarischer Methode. Erneut taucht der Autor als Erzähler in eine autobiographische Sphäre, wenn er Erlebnisse aus seinem eigenen Familienleben offenbart (*Hasenbraden*). Hinzu kommen nostalgische Reminiszenzen in Verbindung mit dem Thema Musik (*Musik*). Kleine Alltagsmissverständnisse (*Nett un Knop*) inspirierten Brügge genauso wie ein fester Traditionsbezug (*Windmøhlen*), Erzählungen entstehen zu lassen. Sogar zum Thema Zweiter Weltkrieg hat er eine ausgesprochen sensible und kunstvolle Erzählung geschaffen (*De Nacht*).

Die stoffliche Variabilität der Sammlung offenbart das Potential Berthold Brügges, seine persönlichen Lebenserfahrungen, seine Heimatliebe und das Alltagsleben in seiner Vielfarbigkeit mit einer ausgelassenen und trotzdem regelhaft durchdachten Erzählweise zu kombinieren. Der Autor schien sich seiner Fähigkeit bewusst zu sein,

sich Erinnerungen, Assoziationen und von außen herangetragenem Ideen und Begebenheiten, dem Fabulieren über jeglichen Stoff hingeben zu können. Bedenkt man die inhaltliche Vielfalt der Geschichten in der Sammlung, dann wird deutlich, dass das Erinnern und Beobachten eine wesentliche Quelle seiner Themenvielfalt war.

In der überwiegenden Mehrzahl der Erzählungen findet man charakteristische Themen, die sich wie ein Netz über die Texte Berthold Brüggens zu legen scheinen. Da ist zum einen die Regionalbezogenheit zu erwähnen, da die Handlungsorte zumeist den Raum Rostock oder Warnemünde nicht verlassen. Zum zweiten ist die Milieubezogenheit anzumerken, da viele der Erzählungen den Lebenskreis der Fischer und Segler darstellen bzw. in irgendeiner Weise mit diesem in Verbindung stehen. Dabei spielt die Natur (Wind, Wasser, Wellen, Wetter, Jahreszeiten) eine große Rolle im Erzählwerk des Autors. Letztendlich ist der Mensch in seiner aktuellen Umgebung eine immer wiederkehrende Themenkomponente, welche Brügge sehr liebevoll und detailliert verarbeitete.

Für den aufmerksamen Leser der Geschichtensammlung entstehen, trotz Fiktionalität und formaler Gestaltung der Bestandteile, realistisch gezeichnete Universen, die es wie ein Puzzle aus separaten Erzählungen zusammensetzen gilt. Man gewinnt ein mehr oder weniger persönliches Bild von dem Autor als Erzähler im Rahmen seines Lebens vom Kindesalter bis zum Großvaterdasein. Beinahe die Hälfte der Erzählungen widmet sich dem Leben – insbesondere dem Familienleben – des autobiographischen Erzählers. Außerdem entsteht für den Leser ein natürlich und – hinsichtlich der Entstehungszeit der Erzählungen – aktuell gezeichnetes Bild des Alltags der Warnemünder Fischer und des Lebens am Warnemünder Alten Strom. Dieses "erzählte Universum" tritt vor allem in den Beiträgen des zweiten Teils der Sammlung vor das Auge des Lesers.

Neben den eben genannten textübergreifenden Themen finden sich in einzelnen Geschichten thematische Stichwörter, zumeist im Erzählerkommentar, und deutliche Autorhinweise auf die bearbeitete Thematik. In *Hampelmann – teihn Penning* wird die Beziehung des Vaters zum Sohn quintessentiell als "Frundschaft"<sup>1</sup> herausgestellt. In *Lütt Meta* bestätigt sich die Ahnung des Lesers, dass das Thema der erinnerten Geschichte die erste Liebe ist, genau dann, wenn der

<sup>1</sup> Berthold Brügge: *Mit Oll Topp bie Kap Huurn*. Rostock, 1977, S. 24. Im Folgenden werden die Seiten zu Zitaten aus diesem Band in Klammern im Text angegeben.

Autor das Stichwort „de ierst Leew“ (S. 61) durch den Erzähler erwähnen lässt. Der Werftarbeiter Heinz Bindschus in dem Beitrag *Heinz Bindschus, een von uns up de Warft* kommentiert in einem Satz, was der Autor intendierte: „Uns Arbeit is een iernsthaft Don“ (S. 125). Thema in *Dat Leed klingt un klingt* ist ohne Frage „de Leew“ (S. 141). Ebenso sei „de Leew to de Minschen un ehr Wark“ (S. 151) als Schwerpunkt der Erzählung *Kinnerhart verstärkt sick nich* herausgestellt.

Die Themenkennzeichnung durch den Autor erfolgt ja doch nicht nur im Text, sondern auch durch die Wahl des Titels. Wenn Brügge Erzählungen mit *De Wind* oder *Musik* überschreibt, ist offensichtlich, um welche Thematik es sich handelt.

Auf Grund der Themenvielfalt in der Sammlung und deren Verquickung durch die Übereinstimmung von Ort, Zeit und Personal lässt sich sagen, dass Berthold Brügge im wesentlichen eine Art Charakterstudie der Region in und um Rostock schuf, verbunden mit primär autobiographischen Bezügen. Das ist ein markantes Merkmal des Brüggeschen Erzählwerks.

## II. Arten der narrativen Texte Berthold Brügges

Als weiteres Kennzeichen der Geschichtensammlung Berthold Brügges ist der Abwechslungsreichtum hinsichtlich der gewählten Prosaformen festzustellen. Vordergründig bilden kurze, pointierte und witzige, für die Protagonisten besonders relevante Geschichten, die in ihrer Intention und Wirkung der *Anekdote* nahe kommen, die Mehrzahl der Texte. In ihnen lässt der Autor Beobachtungen episodenhafter Begebenheiten aus dem Alltag oder „menschliche, allzu menschliche“ Erlebnisse zum Leben erwachen. Die beiden kurzen Texte *Nett un Knoop* und *Bloomen vör dat Warftidur* können in diesem Zusammenhang exemplarisch angeführt werden. Beide zeichnen sich durch ihre objektive Darstellung der Realität aus, wobei der erste mit einer unerhörten Pointe aufwartet, während der zweite durch seine beinahe naturalistische Erzählweise frappiert.

Insbesondere die Texte über des Autors Kindheitserlebnisse und Familienerinnerungen entsprechen dem Muster einer *anekdotenhaften Kurzgeschichte*. In ihrer Strukturierung lassen sich folgende Gemeinsamkeiten feststellen: a. vorbereitende Einleitung, b. konfliktbedingte Spannungssteigerung, c. positiver Schluss, d. Erzählerkommentar.

Gleich an der ersten Kurzgeschichte *Dat Kapteinsexamen* lässt sich diese zum Teil nach streng novellistischen Gesichtspunkten vollzogene Strukturierung nachweisen. In der Exposition werden Ort („Up den iersten Johannisplatz in Rostock, de vör de Kistenmakerstrat leg“: S. 12), Personal („Rostocker Jungs ... Ede un Ernst Bull ... Hanning Meyer ... Bubi ... Otto Palis un Bäcks Dethloff ... Ick“: S.12 f.) und Situation („Wenn wi Schipp un Käppen spälten ...“: S. 12) vorgestellt. Feinsinnig wird das Umfeld mit Kindheits-erinnerungen über die lokale Atmosphäre in den 1920er Jahren ausgeschmückt, bis die allgemeine Vorstellung in die zeitlich fixierte Handlung übergeleitet wird („Hüt öwer stimmte all den' heelen Dag wat nich“: S. 13). Die Spannung steigt, da detailliert darüber informiert wird, welche Einflüsse einen Konflikt verursachen und auf welche Art und Weise die Spannung zu ihrer Lösung gelangt. Die Kinderschiffscrew verlangt vom Ich-Erzähler, dass er wie ein erfahrener Kapitän Kautabak kauen soll, um ihr Spiel noch echter zu gestalten. Der Erzähler will sich keine Blöße geben, benutzt Kautabak, schluckt ihn jedoch anstatt zu kauen und erleidet einen Schwindelanfall. Nach dieser Klimax folgt der positive Schluss, denn die hinzugezogene Mutter des Erzählers und ein Arzt erkennen die Gefahrlosigkeit der Situation. Im letzten Satz der kurzen Geschichte resümiert der Erzähler die Ereignisse und gibt seinen nüchternen Kommentar ab: „Ick güng wedder up de Strat un spälte Schipp un Käppen – un de Käppen wier ick.“ (S. 15)

Nun lassen sich nicht alle Beiträge ohne weiteres diesem Paradigma zuordnen. Im Gegenteil: Neben den in ihrer Struktur ähnlichen autobiographischen Geschichten gibt es eine Vielzahl von abweichenden narrativen Formen, die im Folgenden zu betrachten sind.

Zum Einen wären da die Texte in *Reportageform* zu erwähnen (*Up Fangreis*). Insbesondere die Erzählungen über Warnemünder Fischer nähern sich in ihrer Diktion und Form artikelartigen Berichten, die gleich realistischen Zeitzeugnissen Geltung besitzen.

Dem gegenüber findet sich in der Tradition der *Lügendgeschichte* gestricktes Seemannsgarn, dessen besonderes Merkmal – die überlieferte Mündlichkeit – von Berthold Brügge aufgegriffen wurde (*Don Pedro; Mit Oll Topp bie Kap Huurn*). Die beiden angeführten Beispiele zeichnen sich durch den abrupten Wechsel des Erzählerstandortes und der erzählten Situation aus. Aus objektiver realitätsnaher Erzählsituation wird jählings ein ausgelassenes, übertreibendes Fabulieren des Ich-Erzählers, der überzeugend von ungläubwürdigen

Erlebnissen auf See berichtet. Bei der letzten Geschichte handelt es sich ausnahmsweise um einen Traumbericht, der jedoch ungeheuerlich anmutet und durch eine sachliche Erzählgegenwart gerahmt wird.

Neben dieser narrativen Form finden sich – ebenfalls dem journalistischen Metier verbunden – historische *Porträts* von sowohl berühmten als auch unbekanntenen Persönlichkeiten der Region (*Notfüer*; *Anna Drögmöller*). In beiden Texten werden zwar fiktional arrangierte, jedoch dem Alltag der Protagonisten (Lotsenkapitän Stephan Jantzen, Kapitansgroßmutter Anna Drögmöller) nahekommende Lebenssituationen gezeichnet.

Während die letztgenannten Beispiele in ihrer inhaltlichen Gestaltung (Rahmen und Binnenhandlung in *Anna Drögmöller* bzw. das Schema von Problem-Dramatik-Entspannung in *Notfüer*) dem fiktiven Erzählen noch sehr nahe kommen, lassen sich die Beiträge *Heinz Bindschus, een von uns up de Warft* und *Een Läben unner Seils* unmissverständlich dem Porträt in Form eines *Interviews* zurechnen. Der Erzähler (Interviewer) resümiert in seinen artikelartigen Texten über seine Begegnungen mit den befragten Personen Heinz Bindschus bzw. Ernst Weitendorf. Das Zusammentreffen mit dem Werftschlosser wird nach journalistischem Frage-Antwort-Muster wiedergegeben, vom Erzähler 'werfatmosphärisch' spärlich gerahmt. Das Gespräch gestaltet der Ich-Erzähler mit nur wenigen erzähltechnischen und wertenden Elementen aus. Im Gegensatz dazu scheint das Porträt des „Seilschippskapteins“ Ernst Weitendorf aus dem Interview mit diesem abgeleitet worden zu sein. Anstatt des Frage-Antwort-Musters bei dem Bindschus-Porträt wird von einem allgegenwärtigen personalen Erzähler aus dem Leben des Befragten berichtet. Abgesehen von den gelegentlichen markanten Äußerungen des Kapitans (in direkter Rede angeführt) erfährt der Leser die zusammenfassende Lebensgeschichte der lokalen Persönlichkeit ausschließlich aus der indirekten Darstellung des interviewenden Erzählers, der jedoch im Text nicht unmittelbar anwesend ist.

Ähnlich wie diese dem journalistischen Handwerk verpflichteten Texte lassen sich einige Beiträge dem medialen Bereich des (wenn man es so ausdrücken kann) *Kalenderblattartigen* zuordnen (*Dit un Dat in Warnemünn*; *Solten Hiring*). Diese kurzen Texte reflektieren über Typisches der Region, wobei der Erzähler die Aufgabe des Informationsvermittlers übernimmt. Insbesondere in *Dit un Dat in Warnemünn* wird offensichtlich, dass es sich um Splitter von lokalen

Mitteilungen handelt, die der Autor an den unkundigen Leser herantragen möchte. Interessant ist, dass sich der Text in vier kaum miteinander verbundene Bruchstücke gliedert, die einzig den Ortsbezug (Warnemünde) als Gemeinsamkeit aufweisen. In den Abschnitten werden unterschiedlichste charakteristische Eigenheiten des Warnemünder Gebietes liebevoll erwähnt und gewertet, sei es „de Wind“, seien es die „Strandlöopers“, sei es „Mien Herzing“, seien es Hafenrundfahrten mit der „Käpp'n Brass“ oder sei es der „Olle Strom“. Die Länge der einzelnen Texte überschreitet nicht die Anzahl von dreißig Zeilen; Umfang und Inhalt deuten darauf hin, dass diese möglicherweise als kleine literarische Form auf Kalenderblättern verwendet werden sollten.

Ganz offensichtlich verwischen sich die Grenzen zwischen den verschiedenen herausgestellten narrativen Formen in vielerlei Hinsicht. Wenn die nächste Form als *Zeitbild* charakterisiert wird, so ist anzumerken, dass diese sowohl Merkmale der Kalenderblattmitteilung als auch der Reportage aufweist. Nichtsdestotrotz stellen einige Beiträge – als Exempel sei *Harwstabend* angeführt – realistische Momentaufnahmen dar, in denen Begebenheiten des Rostocker oder Warnemünder Alltags Assoziationen beim Erzähler auslösen. Geraten seine Ausführungen so kurz, wie es im Text *Kräpelstruuk* der Fall ist, kann man die narrative Form getrost als *Skizze* bezeichnen. Die Skizze ist eine sehr knappe, jedoch intensive Reflexion über ein unausgebreitetes Thema, in diesem Fall über einen verkrüppelten kleinen Strauch, der trotz seiner Unansehnlichkeit jedes Jahr im Frühling zu neuer Blütenpracht erwacht. Mit den drei zuletzt beschriebenen narrativen Formen wird deutlich, dass Berthold Brügge sich auch der assoziativen Ausdrucksweise verschrieben hatte. In den genannten Beispielen wird weniger auf eine Gestaltung nach dramatisierenden Gesichtspunkten, wie man es in Anekdoten oder in der Kurzgeschichte wiederfindet, als vielmehr auf das Entwerfen von Bildern und Eindrücken und die Wiedergabe von Bewusstseinsinhalten und Emotionen Wert gelegt.

Dem entgegen stehen Berthold Brügges konstruierte *Erzählungen* und *Geschichten*, die in ihrem inhaltlichen Charakter variieren. So kann man zwischen typischen humorvoll-unterhaltsamen Geschichten (*De Saak mit de Wull*) und tiefsinnigen Erzählungen (*De Nacht*) unterscheiden. Diese Form weicht von den anderen Formen insbesondere durch das Merkmal der literarischen Konstruktion ab. Ort, Zeit, Figurenkonstellation und Handlungsverlauf offenbaren

eindeutig Fiktionalität (im Gegensatz zur Reportage, zum Interview oder zum autobiographischen Bericht) und zeugen von einer weiteren literarischen Qualität Brügges – von der Fähigkeit des Erdichtens. Dessen ungeachtet ergeben sich auch für diese Art der Erzählung Mischformen, die Einflüsse aus verschiedenen Bereichen mit aufnehmen. An dieser Stelle ist *Windmøhlen* als charakteristisches Beispiel anzuführen. Der Text kann ohne weiteres als eine Erzählung bezeichnet werden, die jedoch durch ihren Traditionsbezug (sie eröffnet eine sagenhafte Sphäre der tradierten Mühlenwelt Hollands), durch die zeitgenössische Schilderung des Müllerlebens in Stove und durch die Einbettung all dessen in die fiktive Ausflugsgeschichte eines Liebespaars verschiedene Formen miteinander verquickt aufzuweisen hat.

So kategorial und grobkörnig, wie die Unterscheidung der einzelnen narrativen Formen eben erfolgte, kann man das Erzählwerk Berthold Brügges wohl kaum aufbrechen. Wie sich zeigte, fließen in einigen Fällen Merkmale aus mehr als einer narrativen Form in die Texte ein; somit kommt auch in dieser Beziehung eine ausgelassene Vielfarbigkeit zustande. Die strikte Unterteilung wurde einfach aus dem Grunde vorgenommen, damit eine vereinfachte Nebeneinanderstellung vorhandener narrativer Formen möglich wird.

Klar geworden ist, dass das Erzählwerk Berthold Brügges aus kurzen literarischen Einheiten besteht, die den ganzen Rahmen von konstruierter Erzählung mit zum Teil novellistischer Struktur über poetische Bilder in Collagetechnik, deren Sujet zumeist heimatliche Betrachtungen sind, bis hin zu den journalistischem Metier angehörenden Reportagen bzw. Interviews abdecken.

### III. Berthold Brügges Art des Erzählens

Um auf die Erzählkunst Berthold Brügges einzugehen, seien im Voraus kurz die methodischen Schritte angeführt, mit denen die Annäherung an die Thematik erfolgen wird.

An erster Stelle ist die Art des Erzählens im Allgemeinen zu beobachten; die literarischen Einheiten werden textübergreifend in Augenschein genommen. Was fällt generell auf in den Texten des Autors? Was sind markante bzw. immer wiederkehrende Eigenheiten in Stil und Ausdrucksform? – Zweitens wird die Sprache als Medium des Erzählens untersucht. Was ist typisch für Brügges Umgang mit dem Niederdeutschen? Gibt es auffällige Besonderheiten? – Drittens

wird auf das Modell der Rahmenhandlung eingegangen, das der Autor nutzt. Ursachen seiner Verwendung und seine möglichen Varianten sind zu beleuchten. – Und endlich sollen auch einzelne Texte beispielhaft in ihrem erzähltechnischen Gepräge vorgeführt werden, um die Erzählkunst veranschaulichend darzustellen.

Es liegt auf der Hand, das die Freude bzw. die Lust am Erzählen in Berthold Brüggens Erzählwerk im Vordergrund steht. Der Autor folgt in einem Großteil seiner Texte der Tradition des mündlichen Sprechens. Das zeigt sich in seiner Art der Wiedergabe von alltäglichen Begebenheiten aus Vergangenheit und Gegenwart. Brügge ist ein Geschichtenerzähler, der die gängige Mündlichkeit der niederdeutschen Mundart in seiner Erzählweise wiederzugeben sucht.

In diesem Zusammenhang ist anzumerken, dass ein Großteil der Texte in erster Instanz für den Hörfunk geschaffen wurde. Berthold Brügge hat sie jedoch für den Buchdruck mehr oder minder überarbeitet. Trotzdem blieb die Nähe zum mündlichen Sprechen deutlich erhalten. Sie spiegelt sich in der vertraut und geradezu schlicht wirkenden Ausdrucksform der autobiographischen Kurzgeschichten wider. In diesen neigt der Autor augenzwinkernd zu einem humorvollen Berichtstil, der den Leser in die Rolle des schmunzelnden Zuhörers versetzt. Die vergnüglichen und unterhaltsamen Kurzgeschichten sind dergestalt, dass sie ohne weiteres als Reminiszenzen des Geschichtenerzählers geschildert werden können.

Überhaupt spielt die Erinnerung im Erzählwerk Berthold Brüggens eine signifikante Rolle. Durch seine Erinnerungskunst vermittelt der Autor dem Leser eine Vielzahl von erlebten, erfahrenen und beobachteten Begebenheiten, die durch den mündlichen Vermittlungsstil ein hohes Maß an Authentizität gewinnen. Zum einen ist Brügge ein scharfer Beobachter, der in seinen autobiographischen Geschichten unkompliziert eigene Erinnerungen wiedergibt, über die er in den Zeitbildern vordergründig reflektiert. Zum andern ist er ein subtiler Entdecker seiner Außenwelt, die er dem Leser im Berichtstil informierend vorführt. Das ist insbesondere in den genannten Reportagen, Porträts und Interviews der Fall, wenn die Erzählatmosphäre neutraler und der Inhalt faktenreicher ist.

Grob unterschieden zeigen sich dem Leser somit zwei Seiten Berthold Brüggens hinsichtlich seiner Ausdrucksform: Auf der einen Seite ist er kommentierender Berichterstatter, der dem Leser das mehr und minder Besondere des Alltags schildert. Andererseits ist er ein erinnernder Geschichtenerzähler, der den Leser durch kurz-

weiligen Humor unterhält und, da er ihn in seine persönlichen Erlebnisse einweicht, in die Rolle des vertrauten Zuhörers versetzt. Neben diesen realistischen Schilderungen von Erlebtem und Beobachtetem ließen sich noch die gelegentlichen Reflexionen der Erzähler in einigen Texten anführen. Es steht außer Frage, dass sich Brügge, wenn er seine Figuren dem Gedankenfluss hingegeben darstellt, der modernen Methode erlebter Rede und des inneren Monologs bediente.

Das unfehlbare „Stilempfinden für Atmosphärisches und Zwischentöne“ und die Sensibilität für Situationen und Sprache tragen dazu bei, dass das Erzählen Berthold Brügges „frei von falscher Romantik und peinlicher Sentimentalität, aber auch frei von der Burschikosität der einschlägigen Schlager“ bleibt, wie sie stereotyp regionaler Dialektliteratur nachgesagt werden: „Brügge verstand es, zuzuhören und Erlauschtes und Beobachtetes mit Zwischentönen wiederzugeben.“<sup>1</sup>

Eine wichtige Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Handhabung und Modifikation des Erzählmediums Sprache. Wie schön anfänglich erwähnt, schrieb Berthold Brügge im Platt der Rostocker und Warnemünder Stadtmundart. Man kann wie bei jeder ähnlichen literarischen Textform ohne weiteres den Unterschied zwischen einem weiten literatursprachlichen Wortschatz des schreibend Erzählenden und dem um vieles kleineren umgangssprachlichen Wortschatz in den Figurendialogen beobachten. Die überlegte Sprachwahl für die verschiedenen Charaktere (in den Dialogen) trägt wesentlich zur Zeichnung der Figuren bei. So lässt der Autor in den Geschichten über seine Kindheit in den 1920er Jahren die Kinder/Schüler, ältere Lehrer und Personen sowie die Verwandtschaft des kindlichen Erzählers niederdeutsch sprechen, während ein „Herr Studienrat“ (*Tüten un de annern*) und „Oberin Elisabeth“ (in den Sanatoriumsgeschichten) hochdeutsch reden. Obwohl sich Brügge mit Sicherheit um Wahrheitsnähe in seinen Erinnerungen bemühte, haftet den hochdeutschen Sprechern in ihrer Sonderstellung in der Mundartregion eine eigentümliche Arroganz an. In den Gegenwartsgeschichten über das Familienleben des Autors, die zeitlich den 1960er und 1970er Jahren zuzuordnen sind, werden

<sup>1</sup> Jürgen Grambow: Berthold Brügge. In: Merk-Würdigkeiten in Mecklenburg. Biographische Skizzen zur regionalen Literaturgeschichte. Heft 4: Stah fast, mien oll lew Muddersprak. Hrsg. vom Volkskulturinstitut Mecklenburg und Vorpommern durch Hartmut Brun. Rostock 1991, S. 75-77, hier S. 76.

fremde Figuren (*Hasenbraden*) und die kindliche Enkelin des Erzählers (*Kinnerhart*) hochdeutsch sprechend vorgeführt. Alle anderen Figuren, ob jung, ob alt, ob Fischer oder Werftarbeiter, sprechen in den Dialogen plattdeutsch.

Auffällig ist die Verwendung von Fachtermini der Segler- und Seemannssprache in den entsprechenden Beiträgen. Um den Alltag der Kutterfischer vom Alten Strom in Warnemünde möglichst wirklichkeitsnah zu schildern, scheute sich Berthold Brügge nicht, den Leser mit Wörtern wie „Schraubenstüerung“, „Neddergang“, „Logis“, „Fischschriewer“, „Stüerbuurdwant“, „Steert“, „Schanzkleed“, „Spillkopp“, „Wunsch“ usw. (*Up Fangreis*) zu konfrontieren. In den Geschichten *De Wind* und *Oll Willem un de Bööd* sind sondersprachliche Begriffe aus dem Seglermilieu eingeflochten: „Schot“, „Pinn“, „Dollbuurd“, „Schanddeck“, „Settburd“, „luven“, „fieren“, „biedreihn“.

Diese Besonderheiten ausnehmend, lässt sich feststellen, dass die Sprache in den Texten schlicht und einfach ist. Fremdwörter oder gar Vulgarismen treten nicht auf. Es gibt keine längeren komplizierten Satzkonstruktionen. Diese natürliche Art der Sprachverwendung kommt wiederum dem Effekt der Mündlichkeitsnähe zugute.<sup>1</sup>

Neben dem intimen Erzählstil des Autors und dem unaufwendigen Sprachgebrauch des Niederdeutschen trägt das mehrfach in Anspruch genommene Modell der Rahmenerzählung zum Mündlichkeitscharakter der entsprechenden Texte bei. Wenn der Ich-Erzähler zu Beginn der Rahmenhandlung vor lauschenden Personen seine zu erzählende Geschichte präpariert und nach ihrem Abschluss den Rahmen mit seinen Kommentaren schließt (wie es beispielsweise in dem Text *Een Olljohrsabend* der Fall ist), dann versichert sich Berthold Brügge (eben durch die Rahmenhandlung, die eine fiktive oder erinnerte Geschichte umschließt) des scheinbar mündlichen Vortrags seiner Geschichte. In der Rahmenhandlung wird zumeist eine mehr oder minder anschauliche Sprechsituation gestaltet, aus der heraus eine reale oder fiktive Figur die Geschichte der Binnenhandlung erzählt. Der Leser ist dabei scheinbar als Zuhörer mit anwesend.

<sup>1</sup> An dieser Stelle muss hinzugefügt werden, dass die eben dargestellten Beobachtungen nur auf das Sprachmaterial bezogen wurden, nicht jedoch auf die verwendeten Gestaltungsmittel, auf welche später noch einzugehen sein wird.

Berthold Brügge bietet in seiner Geschichtensammlung acht Rahmenerzählungen an, bei denen sich bestimmte Unterschiede hinsichtlich der Erzählform und des Erzählerstandortes feststellen lassen. In den autobiographischen Erzählungen *Mit Oll Topp bie Kap Huurn*, *Musik* und *Een Hart ut Päperkoken* ist jeweils der erinnernde Ich-Erzähler der Rahmenhandlung gleichzeitig der Ich-Erzähler der erinnerten Geschichte der Binnenhandlung. Aus der Sicht des Erzählers spielt sich die Rahmenhandlung in allen drei Fällen im Augenblick des Erzählens ab (in einer fiktiven mündlichen Erzählsituation), während die jeweilige Binnenhandlung als erinnerte Geschichte in entfernter Vergangenheit – in der Kindheit des Erzählers – abläuft.

Dagegen treten in den Texten *Oll Willem un de Bööd* und *Windmøhlen* in beiden Handlungsebenen Er-Erzähler in Erscheinung. Im ersten Text bindet der Erzähler seine Aussagen sowohl in Rahmen- wie Binnenhandlung an die Optik der Hauptgestalt (personales Erzählverhalten). Rahmen- und Binnenhandlung liegen hinsichtlich des zeitlichen Geschehens wiederum weit auseinander: Der alternde Großvater Willem erinnert sich seines ersten Segeltörns mit seiner Frau Line vor vierzig Jahren. – In *Windmøhlen* erscheint die Binnenhandlung nicht als Erinnerung, sondern als tradierte Geschichte, die innerhalb der Rahmenhandlung mündlich weitererzählt wird. In beiden Handlungsebenen existieren somit unterschiedliche Er-Erzähler: Einer ist der Erzähler der Rahmenhandlung, der sich über ein Pärchen auslässt, das nach einer Autopanne von einer Müllerfamilie helfend aufgenommen wird. Der zweite, der Erzähler der Binnenhandlung, erstet in der Person des Müllers, der dem Pärchen eine überlieferte Sage aus dem Müllermilieu erzählt. In beiden Handlungsebenen wird ein neutrales Erzählverhalten dargeboten.

In den verbleibenden vier Texten (*Don Pedro*, *Admiral up Füerland*; *Anna Drögmöller*, *Een Olljohrsabend*, *De Nacht*) hat Berthold Brügge die Vielfältigkeit der Rahmenerzählung noch durch eine weitere Variante erweitert, indem er nämlich die Kombination Er-Erzähler (Rahmenhandlung) und Ich-Erzähler (Binnenhandlung) wählte. Außer in dem Text *Anna Drögmöller* wird in allen anderen Erzählungen von einem unpersönlichen Erzählmedium die typische Situation Geschichtenerzähler – Publikum geschildert, aus welcher dann die Binnenhandlung erwächst: Die Hauptgestalt, nämlich der Geschichtenerzähler, berichtet aus seiner Perspektive (Ich-Erzähler)

in direkter Rede von einem Erlebnis aus seiner Vergangenheit. Interessant ist, dass in allen drei Fällen die Perspektive der erinnerten Binnenhandlung durch Zäsuren der Rahmenhandlung unterbrochen und auf die gegenwärtige Ebene des Erinnernden Geschichtenerzählers zurückgeführt wird. Unterbrechungen erfolgen durch den Erzähler der Rahmenhandlung wie durch die zuhörenden Personen oder durch den Ich-Erzähler der Binnenhandlung. Diese Art des fiktionalen kommunikativen Wechsels bestärkt wiederum den Eindruck der mündlichen Wiedergabe der Texte.

Eine Ausnahme bildet das Porträt *Anna Drögmöller*. Dem personalen Erzähler der Rahmenhandlung steht der innere Monolog der Hauptgestalt Anna Drögmöller (Ich-Erzählerin) gegenüber, die sich in einer Art Tagtraum markanter Ereignisse ihres Lebens erinnert. Als Person spricht sie zu sich selbst, richtet sich jedoch in ihrem Selbstgespräch duzend an ihren verstorbenen Ehemann Willem und an ihren Enkel Klaus. Der innere Monolog (Binnenhandlung) wird auch in diesem Text vom Erzähler der Rahmenhandlung unterbrochen und endet schließlich, wenn die Erinnernde Hauptgestalt aufwacht und der Er-Erzähler den Rahmen mit vier abschließenden Sätzen vollendet.

Wie bei den eben angeführten Beispielen von Rahmenerzählungen handelt es sich bei etwa drei Viertel der Texte in der Geschichtensammlung um Ich-Erzählungen. Was für den zumeist autobiographischen Kontext unerlässlich ist, dient in diesem Fall der Erhöhung der Glaubwürdigkeit. Erzählen in der Ich-Form ist ein Mittel der Beglaubigung. Es vermittelt den Schein authentischer Erzählung wirklicher Erfahrungen, was Berthold Brügge meist auch meisterhaft gelingt.

In den verbleibenden Texten lässt sich ein Er-Erzähler feststellen (*Notfürer; Up Fangreis; Bloomen vör dat Warftdur; Nett un Knop; De Saak mit de Wull; De Nacht*). Der Er-Erzähler hat keine Personalität; er erzählt nur von anderen. Die Fiktionalität kommt durch diese Erzählform in einigen Fällen deutlicher zum Ausdruck (*Notfürer; De Nacht*). Zumeist sind es jedoch Themenwahl, Regional- und Gegenwartsbezug, welche die Wirklichkeitsnähe für den Leser suggerieren (*UpFangreis; Bloomen vör dat Warftdur; Nett un Knop; De Saak mit de Wull*).

Hinsichtlich des Erzählers sind hier noch zwei Besonderheiten anzumerken. In der Kindheitserzählung *Um een Poor Schoh*, in der es sich um Schulerinnerungen aus den 1920er Jahren handelt, tritt

der Ich-Erzähler nicht direkt in Erscheinung. Statt dessen äußert er sich in der Pluralinstanz „wi Jungs“ oder „uns Jungs“ (S. 37), um verallgemeinernd das Bewusstsein der Schulklasse gegenüber dem in der Erzählung entstehenden Konflikt auszudrücken. Aus diesem Grunde nennt er sich nicht selbst und beteiligt sich auch nicht an Dialogen, sondern verbirgt sich scheinbar innerhalb der betroffenen Gruppe von Jungen.

Des Weiteren sei noch auf die Episode *Bloomen vör dat Warftdur* hingewiesen. Der Er-Erzähler nimmt hier durch seine Bezugnahme auf die Erzählsituation Stellung und macht dabei seine eigene Sichtweise geltend. Diese Art des sich Äußerns durch den Er-Erzähler gerät so weit, dass er in einem inneren Monolog scheinbar die beschriebene Hauptfigur (einen Blumenverkäufer vor der Werft) anspricht. Man könnte auch sagen, dass er ungehört mit dieser kommuniziert.

Im Folgenden soll auf erzähltechnische Mittel und gestalterische Besonderheiten der Texte eingegangen werden. An die erste Stelle seien die Kindheitserzählungen gestellt, welche außer *Een Hart ut Päperkoken* ausschließlich im ersten Teil der Sammlung zu finden sind. Um seine autobiographischen Geschichten möglichst wirklichkeitsgetreu zu erzählen, hat Berthold Brügge der jeweils fraglichen Zeit angemessene Erscheinungen und Geschehnisse in seine Texte mit aufgenommen. Neben diversen Schauplätzen wie „Johannisplatz in Rostock“ (S. 12), „Beginenbarg“ und „Kistenmakerstrat“ (S. 15), „Cramonsdannen“ (S. 19), „Bokbinnerstrat“ (S. 25), „Roosengooeren“ (S. 36) oder „Sült“ (S. 45) werden in den erinnerten Kindheitsgeschichten typische Kinderspiele wie „Schipp un Käppen“ (S. 12), „Indianer“ (S. 18) oder „Rööwer un Schandor“ (S. 24) erwähnt, um die Authentizität der Erzählsituation zu erhöhen. In der Schule werden Kinder mit „Släg un Schell“ bestraft. Sie müssen die Mütze vor den Lehrern ziehen. Und es fallen wiederholt Begriffe wie „Scholmeister“, „Studienrat“ oder „Katheder“ (S. 32-39). In den verschiedenen Texten tauchen neben Familienmitgliedern des Erzählers sogar wiederholt dessen Spiel- und Schulkameraden mit ihren (erinnerten) Namen oder Necknamen auf: Ede, Irnst Bull, Hanning Meyer, Bubi, Otto Palis, Bäcks Dethloff, Dodenkopp, Abo, Bibo, Cettellicker, Eiernühr, Fahnenstang, Alwin, Egon, Fiete.

Zwischen den meisten Kindheitstexten besteht auch eine Art von Fortsetzungsverbindung, die sie scheinbar chronologisch miteinander verknüpft. So war die Mutprobe des Kauens von Kautabak in der

Geschichte *Kapteinsexamen* nicht ausreichend für den Erzähler; er soll im folgenden Text *Peter Pup*, einen Nachbarsjungen, vermöbeln. Von der Schulgeschichte *Um een Poor Schoh* wird durch den Hinweis, dass ein Doktor in Balde zur Allgemeinuntersuchung in der Schule erscheint, auf die Sanatoriumsgeschichten übergeleitet, die wiederum zeitlich und hinsichtlich der Handlung miteinander verbunden sind. Im Laufe der Lektüre entsteht für den Leser ein zunehmend detailliertes Bild von der erinnerten Kindheitswelt des Erzählers.

Brügge versucht möglichst nachhaltig typisches Kinderverhalten, die damit verbundene Kopie der Erwachsenenhierarchie (Anführer-Gefolge-Spiele, Mutproben, Eitelkeit in der sozialen Gruppe, Überheblichkeit gegenüber Jüngeren) und die naive Ausgelassenheit (Spiele, Jungenstreiche) darzustellen. Exemplarisch seien die drei Streiche in der Sanatoriumsgeschichte *Uträten in't Paradies* angeführt: Zwei etwa dreizehnjährige Jungen beobachten und belauschen unerlaubt ihre Betreuer beim Essen; sie werden jedoch erwischt. Später rauchen sie heimlich eine „Frädenspiep“ und zünden der Atmosphäre halber ein Feuer an, welches dann durch eigene Körperflüssigkeit gelöscht wird. Schließlich und endlich reißt der Erzähler aus.

Um die Kinderwelt möglichst natürlich und original wiederzugeben, hat der Autor sowohl die Ausdrucksweise der Kinder in den Dialogen als auch die erinnerten Gedanken des Erzählers (Erzählerkommentar) entsprechend der noch un ausgebildeten Welt-sicht von Kindern gestaltet, wie zwei Beispiele zeigen mögen:

Hüüt œwer stimmte all den' heelen Dag wat nich. Ick harr wedder een Kummando gäben un luerte up de Wedderhalung. Alltohop stöken se de Hänn in de Buxentaschen un keken mi an. Ick gew dat Kummando noch eens. Dunn dreihten se sick all um un güngen von Buurd. Ick frög, wat dit to bedüüden harr' un worüm dat nu nich wieder güng. Dunn säd de Maschinist: „Up een Käppen, de nich priemt, hüren wi nich mihr.“ Wennihr se sick dit woll utklamüstert harrn. „Hesst du Sünndag nich sehn, wur Käppen Mestermann mang twee Köpp von sien Fohrgäst dörchspucken ded? Du – d a t is een Käppen“, sett'te de Maschinist sien Räd fuurt. All de annern nickköppten. „Ick kann jo ok spucken ahn to priemen“, versöcht ick dat Unheel aftowenn. „Mestermann spuckt bruun“, säd de Ierst. „Denn kaug ick Lakritzen“, säd ick. „Lakritzen, Lakritzen! Priem möt

de Farw gäben.“ – „Wenn du Käppen blieben wisst, denn priem, sünst mustern wi af“, säd de Tweet. (*Kapteinsexamen*, S. 13)

Mien öllst Süster, de twee Jahr jünger wier as ick, harr twee lang Zöpp. Een dorvon wier allermeist nog för eenen Skalp. Süsting würr sick sacht ok eenen Zopp afsnieden laten, wenn ick ehr wat Söts orer een poor Lackbiller dorför beeden ded. Œwer – nee, nee – man leewer nich. So licht dor ok woll rantokamen wier, Mudder würr Dode upstahn laten. Œwer Grotmudder – dat mi dit Œwer ok nich ihrer infollen wier –, Grotmudder nehm sick doch alle Abend ehren Dutt von den' Kopp un läd em up den' Nachtdisch. Ostern un Pingsten harr se sogor eenen dragen, de völ gröter wier as de, den' se sünst ümmer up den' Kopp harr. Dunnernarren noch mal to. Denn müßt se jo twee hebben. Dorvon würr ick mi eenen utleehnen. Wenn se den' groten blot festdags drög, denn harr ick jo bit Wiehnachten Tiet, üm em wedder in de Schuw to leggen. Jungedi. Mien Stammesbröder würrn Œwer kieken, wenn ick ehr mit eenem Skalp ut menschlich Hoor unner de Ogen kem. (*De Skalp*, S. 18)

In diesen Texten bietet sich dem Leser die Möglichkeit, mit den Augen des Erzählers in eine wiedererweckte Kindheit zu blicken und die erzählten Erinnerungen mitzuerleben. Die Erzählerkommentare (der Erzähler berichtet aus seiner Gegenwartspektive über Erlebnisse einer entfernten Vergangenheit) geraten an einigen Stellen zu inneren Monologen eines Kindes, wie sie tatsächlich stattgefunden haben könnten. Abermals zeigt sich Brügges Bestreben, seine Erinnerungen möglichst authentisch wiederzugeben. Erdichtetes tritt dabei auf Grund der oben angeführten Realitätsbezüge in den Hintergrund. Deutliches Merkmal der Kindheitsgeschichten ist die Situationskomik; Ausnahmen bilden nur die Texte *Hampelmann – teihn Penning* und *Üm een Poor Schoh*. Das Verhalten der Kinder, ihre Ideen und Streiche sind humorvoll und gutartig gestaltet und überraschen zumeist durch abrupte, aufklärende Pointen.

Im Folgenden seien die Texte *De Skalp* und *Üm een Poor Schoh* einander gegenübergestellt. Die heitere Kurzgeschichte *De Skalp* folgt der in Abschnitt II. beschriebenen novellistischen Struktur. Gleich im ersten Satz, der wörtlichen Rede „Wi spälen Indianer“, wird der Handlungskontext vorgestellt (Indianerspiele der Kinder). Der Erzähler lässt sich „as roden Krieger“ mustern und äußert sich im Folgenden über die Möglichkeiten und Probleme, sich einen echten

Skalp zu beschaffen (S. 18). An erster Stelle werden die Zöpfe der Schwester, die man mit Lackbildern bestechen könnte, in Betracht gezogen. Der Erzähler verfällt in einen inneren Monolog; er scheint, versetzt in die damalige Situation, innerlich alles originalgetreu zu durchdenken. An dieser Stelle findet ein Zeitwechsel statt, da die erzählte Vergangenheit zur gedachten Gegenwart wird. Die einzige Distanz des Erzählers zur gedachten Rede wird durch den Konjunktiv ausgedrückt. Der Junge fasst den Plan, einen Dutt der Großmutter als Skalp zu missbrauchen. Das 'wörtliche Denken' charakterisiert die Hingabe des Erzählers an die Situation. In einem längeren Abschnitt wird das Indianerspiel der Kinder geschildert. Das verwendete Vokabular in wörtlicher Rede und Erzählerrede ist auf die Handlung zugeschnitten (Häuptling, „roden Bröder“, Winnetou, Squaw, „Bleekgesichter“, Hugh, Lager, „Stammesbröder“, Gefilde). Da die Schwester des Erzählers, als Squaw in das Spiel mit einbezogen, droht, ihn wegen des Dutts zu Hause an die Familie zu verraten, öffnet dieser dem Leser wiederum seine Seele. In einem Gedankenspiel führt er sich die auf ihn zukommenden Konsequenzen seiner Tat vor Augen:

So künn ick em Grotmudder nich wedder in de Schuw leggen. De poor Zwirsen kreg se jo gor nich mihr fast up den' Kopp. Ick hürte Grotmudder all üm ehren Koppputz barmen un rohren. Ick sehg Mudder ehr füünsch Gesicht, denn mien Süster würr von den' Pahl een heel gruugelich Geschicht vertellen. Se würr sick dorbie gewiß een poor Tranen ruuterkniefen, dormit Mudder ok man jo sehg, wur græsig se läden harr. (S. 20)

Mit der Zeit distanziert sich der Erzähler von der entstandenen Konfliktsituation. Er beschreibt sie stoisch-humorvoll von einem sicheren Erzählerstandort: „As de Dreeenigkeit töwten Grotmudder, Mudder un Süsting all up mi. Ehr Gesicht achter dat Finster leeten in mi keen Hoffning upkamen.“ (S. 20) Letztendlich wird dem Jungen der Streich aber doch nicht nachgetragen. Das Happy-end erleichtert Erzähler und Leser, verstärkt noch durch den unvermeidlichen, amüsanten Erzählerkommentar: „Grotmudder kreg eenen niegen Dutt, den' se von Stunn up an inslöt, bit ick nägentiehn Jahr alt wier un all lang nah anner Zöpp kek.“ (S. 21)

Ähnlich dem Handlungsmuster der eben resümierten Erzählung sind die übrigen Kindheitsgeschichten gestaltet. Man hat beim Lesen

das Empfinden, dem Erzähler zuzuhören. Des Autors erinnerte Anekdoten sind kurzweilige Unterhaltung.

In der Erzählung *Um een Poor Schoh* tritt eine ernsthafte Perspektive hinzu; Thema und Erzählhaltung verändern sich. Kontext der (humorlosen) Handlung in der Schule des Wir-Erzählers ist die Weltwirtschaftskrise und die damit verbundene Inflation, die zu Armut und Korruption in den späten 1920er Jahren führte. Zu Beginn wird in einer kurzen Schicksalsstudie „Perfesser Wieland“, ein von vielen Schülern favorisierter alter idealistischer Lehrer, vorgestellt:

Perfesser Wieland wier stolt up sienen Stand, de Rechtschaffenheit un Uprichtigheit von em föddern ded, dat heet, ihrlich un gerecht gegen sick sülben as gegencøwer all un jeden to sien, un he meente, dat ok de annern Lihrrers jüst so denken un ehr Amt so iernsthaftig upfaten müßten as he. Sien Welt leg twüschen Hüusung, Studierstuw un Schol, un dat bäten Glück, wat se in't Öller noch för em harr, wier de Ihrfurcht un Achtung, de em in de Lihrerstuw un up de Strat begegnen ded. Un denn wier dor noch sien Jung, een Mann in sien besten Johren, de krank un älend ut den' Krieg kamen wier, de sien Gewarw nie nich wedder nahgahn künn. Sien Vadder, Perfesser Wieland, hett em torüggrieten müßt, as he sien Läben wegsmietten wull. (S. 37)

Nach dieser Einleitung führt der Erzähler zurück auf den Handlungsstrang der Erzählung. Er schildert, wie der Professor verzweifelt den Schülern seine Orientierungs- und Ausweglosigkeit in einer „ut Rand un Band“ geratenen Welt gesteht. Die Inflation hat das Geld entwertet; dem Professor ist es unmöglich, seinem kranken Sohn ein Paar Schuhe zu kaufen. Sein tragisches Schicksal scheint exemplarisch für die historischen Ereignisse der Weltwirtschaftskrise zu stehen. Der mit der geschichtlichen Problematik vertraute Leser kann das tragische Moment der Situation nachvollziehen. Aus lauterer Hilfsbereitschaft bringt der Schüler Hanning im Auftrag seines Vaters dem Lehrer ein Paar Männerschuhe mit zur Schule. Dann gibt es Pfingstferien. Am letzten Tag vor dem erneuten Schulbeginn sprechen vier Schüler über die stattfindende Korruption, in die Lehrer, Eltern und Schüler involviert sind. Unaufhaltsam wird schon an dieser Stelle die fatale Pointe vorbereitet. Der Ich-Erzähler tritt nicht in Erscheinung; er ist nach wie vor nur indirekt vorhanden. In der ersten Stunde gibt der Professor Schulaufsätze aus; und wie es

das Schicksal will, erhält Hanning für seine Leistung die Note Eins, während der aus neureichen Kreisen stammende Alwin mit einer Fünf bedacht ist und dem Professor den Vorwurf der Bestechung an den Kopf wirft:

„Woll för de Schoh!“ gellet uns dat in de Uhren, schriet ut den’ Perfesser sien Hollung, klingt nich af un kümmt nich to Roh in den’ Ruum. Wi truugen uns kuum to aten. Worüm stellt he Alwin nich to Räd orer wiest em ut de Klass? He möt doch wat seggen orer don, kann doch nich swiegen. (S. 42 f.)

Der Wir-Erzähler ist empört und monologisiert intersubjektiv. Der Professor ist nicht im Stande zu reagieren. Und wieder finden sich drei Schüler (plus Erzähler) zusammen und greifen dem Werdegang der Handlung voraus. Hanning erklärt die Beweggründe des Professors, weshalb dieser nicht in der Lage war, den Vorwurf zurückzuweisen, und warum er unausweichlich seinen Lehrposten verlassen muss. Was prophezeit wird, trifft auch ein. Der Professor bittet um Rücktritt. Bitter und anklagend kommentiert der Erzähler das Verhalten der Schüler und Lehrerkollegen gegenüber dem unschuldigen Opfer der Korruption anderer in Zeiten der Armut und Not.

Verglichen mit dem zuvor referierten Text zeichnet sich diese Erzählung durch die verantwortungsvolle Handhabung eines ernsthaften Sujets durch den Autor aus. Die offenkundige Parteilichkeit des Erzählers und sein empörtes Gerechtigkeitsempfinden reflektieren die Intention des Autors, ein allgemeingültiges humanistisches Moral- und Wertesystem kundzutun, mit welchem Erzähler, Autor und Leser übereinstimmen. Der Text ist eine Hommage an den (binahe vergessenen) Lehrer „Perfesser Wieland“, dessen Leben sich – wie auch die Schüler empfanden – auf Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit gründete.

Nachfolgend sei das Augenmerk auf die Texte gerichtet, deren Inhalt sich mit dem Fischer- und Seglermilieu beschäftigt (*Harwstabend*; *Solten Hiring*; *Don Pedro*, *Admiral up Füerland*; *Anna Drögmöller*; *Notfüer*; *Up Fangreis*; *Een Olljohrsabend*; *Oll Willem un de Bööd*; *Een Läben unner Seils*). Die Handlungen spielen sich im Alltag oder Berufsleben der Welt der Erwachsenen ab. Dementsprechend ernst und faktenreich erscheint die Atmosphäre in den meisten Erzählungen.

Die Lügengeschichte *Don Pedro, Admiral up Füerland* bildet in ihrer humorvollen Art die einzige Ausnahme. Die seemannsgarn-gestrickte komische Darstellung der Figuren „Harry Harms“ und „Seiner Exellenz Don Pedro“ und die unglaublichen Übertreibungen im Handlungsverlauf (innerhalb der Binnenhandlung) lassen die Geschichte zu einem verspielten zwerchfellkitzelnden Schabernack geraten, der, auch wenn es nicht so scheint, erzählerische Gestaltungsmittel in vielerlei Hinsicht parat hat. Zunächst bemerkt man die karikative Figurengestaltung: Hochdeutsch sprechende Diplomaten führen Don Pedro, Admiral auf Feuerland (!), in die Warnemünder Kutterfischerszene ein. Der Warnemünder Skipper Harry Harms empfängt den Diplomatenbesuch zu einer Fangreise morgens um zwei Uhr: „He steiht in vullen Ornat an den' Stegg. In dat Lampenlicht blänkern de güllen Knöp un Armstriepens. Sien link Hand höllt een breed Plemp, de so lang is, dat se nahslöpt.“ (S. 78) Scurril wird auch die Kommunikation der beiden Zufallsbekannten gestaltet:

„Please“, säd he. – „Many thanks“, säd ick, wennlieg ich sonn oll swarten Dinger [Zigarren] gor nich giern möegen do. – „Oh, you speak english“, freute he sick. – „Yes, Sir“, säd ick, „as een Engelsmann.“ – Nu kreg he Sprakwater. ... Noch ihrer wi de Netten un Schörbräd œwer Buurd setten deden, säd he Harry to mi, un ick nöm't em „mien leew Fründ Pedro“. (S. 79)

Für eine Weile verläuft die Handlung in alltäglichen Bahnen; der Ich-Erzähler schildert die Fischerarbeit während des Fangs – bis plötzlich ein Sturm losbricht und eine Lüge auf die andere folgt. Geschickt unterbrochen durch hinhaltende Erzählerkommentare („Lat't mi rasch eenen Sluck drinken, Frünn, denn bie mien Mütz – wat denn kem, mücht ick nich noch eenmal beläben“) wird in Seemannsgarn-Manier ein unglaubliches Bild entworfen, das, obwohl es lange beschrieben wird, nicht länger „as een Schnipp mit twee Finger wohrt“:

Mang de beiden Bülgenbarge wier keen Water mihr. ... Up den' Grund leg een groten Steen. ... Babenup kröpen twee Kräwt achter eenanner ümmer rundüm, as söchten se dat verluren Water nah. Näben den' Steen wölterten een poor Dösch as unklok in de lütt Pütt, de bie den' Steen stahn bläben wier. Un ut den' Waterbarg keken duusend œwer duusend Hirings mit ehr Köpp ruuter un wunnerten

sick gewiß, dat up ehren Weg nah West blot noch Luft wier, wur nah ehr Meen doch Water sien müßt. (S. 80)

Eine Steigerung folgt der nächsten, bis das Fabulieren überraschend vorbei ist, Alltag einkehrt und der Erzähler die Geschichte mit einem trockenen, auf Wahrheitsanspruch bestehenden Kommentar beendet.

Ganz im Gegensatz dazu steht beispielsweise der Text *Up Fangreis*, die reportagenartige Beschreibung des Arbeitsalltags auf WAR 60, dem Fischkutter von Schipper Otto Nachbar. Nach der langen, an Eindrücken reichhaltigen Exposition über das Warnemünde im Morgengrauen (das Lichtwerden des Horizonts, eine den Morgen grübende Möwe, ein springender Fisch, hochhackige tanzmüde Schuhe, eine Shanty-singende Männerstimme, Leuchtturm und erwachende Kutter) beginnt die fast naturalistische Beschreibung eines Arbeitstages auf dem Kutter „Hanno Günther“. Genaue Angaben kennzeichnen den Zeitprozess, welcher, abwechslungsreich gestaltet durch Zeitdehnungen (innere Monologe des Schiffers), Realzeitschilderungen (Arbeitsabläufe der Fischer) und Zeitverkürzungen bzw. Sprünge (durch Perspektivwechsel), von kurz vor vier Uhr bis nach zwölf Uhr andauert. In den Fischern hat Brügge typische, wortkarge Persönlichkeiten gezeichnet, deren harte Arbeit schnörkellos dokumentiert wird:

Hein steiht mit Gummistäwel in een von de Buchten mang all de Fisch un smitt Jupp un Gunter een Nettschüffel vull in de Kisten, de se vör sick stahn hebben. Gerhard sien Kist is noch lerrig. Œwer denn flüggt ok bie em de ierst grot Dösch rin, de tweet un drüdd fuurts achteran. Gerhard möt de groten slachten, Buuk upsnieden, utnähmen, Kopp afsnieden. De annern beiden deelen de ganz groten un groten Hiring voneen. (S. 104)

Interessant für den Leser ist der ständige kameraschwenkartige Blickpunktwechsel: vom Ruderhaus ins Logis, vom Meer in die Gedankenwelt des Skippers. Gespräche der Fischer werden belauscht. Fischschreiber, Möwen und vorbeifahrende Schiffe werden beobachtet. Man hört Otto Nachbar beim Sinnieren zu. Die breite Vielfalt der Eindrücke, die sich in einer scheinbaren Fließbewegung befinden, wird durch die feinsinnige Bildersprache in Berthold Brügges Naturbeschreibungen bereichert:

De See süht so glatt un äben ut, un doch geiht ehr Aten in lang Tøeg.  
 ... Güllen Sünneplackens griepen sick un fletten ineenanner. ... De  
 Schuum makt ut jeden Druppen, de ut dat Water flüggt, eenen släpen  
 Eddelsteen, un dat süht ut, as fölen duusend un øwer duusend von  
 ehr ahn End in de See. (S. 94)

As wier de See niegelich, wat ehr dor so unverwohrens øwer dat  
 Liew kümmt, höllt se üm dat Nett den' Aten an, parl blot mit een lies  
 Gefluster dörch dat Goorn. Un dorbie wiest se een bäten dorvon, wat  
 in ehr läwt. Üm dat Nett bewägt sick dat as korte Danzröck ut fien  
 Gewäw, wenn jung Dierns sick mit ehr dreihn un sick bögen. (S. 98)

Der ganze Text bietet aus dem Leben gegriffene Beobachtungen,  
 es ist ein Erfahrungsbericht, der durch seine Eindrucksfülle besticht.  
 Ein Tag wie jeder andere, könnte man Brügge vorhalten. Er jedoch  
 würde erwidern: Ein einmaliger Tag, mit einmaligen Situationen,  
 Wendungen, Gedanken und Impressionen. Nichts wiederholt sich;  
 alles ist unverwandt neu.

So nimmt es nicht Wunder, dass in dem kurzen Text *Solten Hiring*  
 ein vielleicht fiktiver, vielleicht erlebter spontaner Snack zwischen  
 dem Ich-Erzähler und einem Fremden aufgezeichnet wurde. Ver-  
 gleichbar mit dem Humor von Lorient, der aus unerhörter Alltäglic-  
 keit das Amüsement zu ziehen weiß, wird eine kuriose Begebenheit  
 wiedergegeben, nämlich das kurze Gespräch zweier am Alten Strom  
 zusammentreffender Personen über das Einlegen von Hering. Der  
 Dialog ist aus dem Leben gegriffen und realistisch; die Atmosphäre  
 familiär und urtümlich. Als Leser staunt man ob der Nichtalltäglic-  
 keit des Alltags und schüttelt mit dem Kopf, da die beiden Figuren  
 sich trennen, „as kennten ...se sick wer weet wur lang“. (S. 76)

Ein hervorstechendes Merkmal der Erzählungen Berthold Brügges,  
 insbesondere derer, in denen seine Erinnerungskunst Gestalt gewinnt,  
 ist ein stetiger Perspektivwechsel von Innen nach Außen, von der  
 Seelen- zur Naturbeschreibung. Es schien die Intention des Autors zu  
 sein, ein umfassendes Abbild der Lebenssituation aus der Sicht des  
 jeweiligen Erzählers zu offenbaren. In der Erzählung *Oll Willem un  
 de Bööd* verfolgt der Leser durch die Er-Erzähler-Instanz die kurze  
 Nachmittagsruhe eines alten Mannes am Rostocker Kabutzenhof.  
 Man erfährt von seiner Frau und den Sorgen um ihren Mann, man  
 sieht durch Oll Willems gealterte Augen den Hafen und die Schiffe  
 am Kai, man liest seine Gedanken, man beobachtet das Anlege-

manöver einer Yacht und man folgt Oll Willem in die Erinnerung an seine Vergangenheit.

Der allwissende Erzähler (und Autor) erschließt dem Leser ein buntes mehrdimensionales Mosaik, welches in seiner Eindrucksvielfalt überzuquellen scheint. Trotzdem sind die einzelnen Erzählungen straff und zusammenhängend gestaltet. Kein Wort ist überflüssig. Anfang und Schluss sind in den meisten Fällen kunstvoll miteinander verknüpft.

Mit seinem sprachlichen Reichtum und einer Vielzahl von Bildern gelingt es dem Autor, die niederdeutsche Mundart poetisch auszuweizen. „As een Brutkron“ schaut die Sonne über die Abendwolken (S. 142). Die Luft an einem Sommerabend ist „so warm und week torügglaten as Kinneraten in'n Slap. De See leg rein still, as wier se ut Glas.“ (S. 72) Der Wind, der oft Freund und Begleiter des Erzählers ist, „löppt ... as up Kattenpoten un krüüst ... [dat] Water“ über dem Alten Strom und der See (S. 66). Wenn er über Kornfelder weht, dann sieht das „männingmal so ut, as löp een lang Dünung cewer den' Roggenslagg“. (S. 66) Doch auch andere wilde Seiten dieser Naturkraft werden bildhaft gezeichnet:

Een Bö jög unverwohrens ut de Düsternis cewer dat Water. Se huulte un jaulte so luut un græsigg, as trök Samiel, de swarte Jäger, mit sien Höllenhunn dörch de Luft. Se smet sick up dat lütt Boot un slög as mit een Riesenfuust in dat Seil. (S. 118)

Der kurze Beitrag *De Wind* ist gänzlich dem Wind gewidmet. Wie auch in anderen Texten wird ihm Sympathie und Freundschaft bekundet. Der Wind als Zentralfigur wird in seinem Abwechslungsreichtum beschrieben: leise wehend, streichelnd, laufend, greifend, springend, mit Unfug im Kopf, ausgelassen, jaulend, fegend usw. Am Ende des Textes kommt es zum scheinbaren Streit zwischen dem Erzähler und seinem Freund, dem Wind, nachdem dieser dessen Boot losgerissen hat: „Ick wier so fütüsch, dat ick em mit de Fuust drauhgt heww. Cewer dunn hett he hoch cewer mi lacht, wat so klüng as: Wenn du wieder nicks kannst. ... Dunn heww ick den' Wind de Tung utstaken ...“ (S. 68)

Bemerkenswert ist, dass beobachtete Naturerscheinungen wie Wind, Wellen, Sonne, Tiere oder der „Kröepelstruuk“ personifiziert dargestellt werden, ein gestaltungstechnisches Mittel, das in nicht wenigen von Brügges Texten wiederkehrt. Ebenso kommt es immer

wieder vor, dass abstrakte Begriffe umschrieben und mit sprachlichen Bildern verbunden, ja geradezu definiert werden. Berthold Brügge ist in seiner Schreibart äußerst präzise. Situationen, Erscheinungen und Gegenständliches werden auf das genaueste beschrieben. Für den Handlungskontext notwendige Begriffe, zumeist Abstrakta, werden von allen Seiten beleuchtet und erklärt. Was die Liebe bei den Menschen bewirkt, schließt der Ich-Erzähler in dem nachfolgenden Zitat auf:

De Leew güng dörch de Nacht, heemlich un lies. Se süng dorto ehr Leed, wat so olt is as se sülben, wat ewer blot de hürt, de sick ehr hengiwwt. Den' eenen singt se de Melodie in't Uhr, dat em dat Hart danzen deit, sien Blot warbelt un sien Ogen lüchten. Den' annern singt se 't ut de Fiern, dat 't em ewerschuert, de Ogen dröömen un de Lippen bawern. Wur de Leew singt, vergahn leege Gedanken, warrn harte Hänn week un luude Stimmen lies. (S. 141)

Im Großen und Ganzen zeigt sich, dass Berthold Brügge eine große Bandbreite von erzählerischen Gestaltungsmitteln aufgriff, um seinen Texten Ausdrucksreichtum zu garantieren. Auffallend häufig tritt ein Perspektivwechsel in den Erzählungen auf. Die Handlungen verlaufen nicht linear; oftmals sind viele Einzelimpressionen in einer Geschichte unauffällig miteinander verschmolzen. „Gegenwarts- und Vergangenheitsebene verschränken sich und durchdringen einander in momentanem optischen Eindruck und in Assoziation, in erinnelter und vorgestellter Rede, in Überlegung und Empfindung.“<sup>1</sup>

#### IV. Zu Berthold Brügges Humor

Zu kurz kam bei der bisherigen Untersuchung der Erzählkunst Berthold Brügges das Ausdrucks- und Gestaltungsmittel des Humors. Es ist augenscheinlich, dass viele der geschilderten Kindheits- und Familienepisoden anekdotisch-schwankhafte Geschichten sind, die neben den oben herausgestellten erzähltechnischen Elementen ebenso von schwanktypischen Merkmalen wie Wortwitz und Situationskomik leben. Der Schwank ist handlungsbetont, aktionsreich und lebt vom Hergang des Erzählten. Von komischen Begebenheiten und

<sup>1</sup> Jürgen Grambow: Er weiß, zu wem er redet. Auf der Suche nach neuen Wegen in der niederdeutschen Belletristik – Berthold Brügge. In: Norddeutscher Leuchtturm Nr.1335 vom 15.12.1978, S. 6.

listigen Streichen wusste der Autor offensichtlich zur Genüge zu erzählen. Der Witz kommt nicht selten dialogisch daher, wie es in den Geschichten *De Reis nah Warnemünn* oder *De Saak mit de Wull* der Fall ist. Auch in der Ausdrucksweise und Wortwahl des Erzählers verbirgt sich immer wieder Ulk oder Ironie, wie in der Anekdote *Peter Pup* über die Dauerfehde zweier Rostocker Straßenzüge, die sich ihrer Brotkaufgewohnheiten wegen streiten: Die Bewohner der einen Straße kaufen bei dem Bäcker der anderen Straße – und umgekehrt.

In der Geschichte *Tüten un de anner* erklärt der selbstherrlich dargestellte, neu eingestellte Studienrat seinen Schülern: „Bedenket stets, wie klein und unbedeutend der Mensch in dieser – von seinem Geist nicht faßbaren – Unendlichkeit ist.“ (S. 35) Die geschilderte Reaktion und der Kommentar des Ich-Erzählers sind zwar ungehörig, aber aus der distanzierten Erwachsenenperspektive betrachtet, erfrischend komisch:

Ick kiek wioldess Max an, de mi up de anner Klassensiet gegencøwer sitt. So mang Duumen un Wiesfinger wies ick em een kort End. Dorbie wink ick mit den' Kopp up Herrn Studienrat. He is jo ok man blot so een lütten Schieter, süll dat heeten. Man Herr Studienrat harr dat sehn. He jumpte von den' Disch dal un schöt as een Kumet up mi to. (S. 35 f.)

In den Texten *Inhöden*; *Nett un Knop* und *Hasenbraden* liegt der Humor natürlich in dem unerhörten Handlungsverlauf. Dinge dieser Art scheinen für das Alltagsleben einfach unvorstellbar (solange man dergleichen nicht selbst erlebt) und man belächelt kopfschüttelnd – die Schadenfreude wird auch gereizt – die betroffenen Personen. Vor allem in den beiden erstgenannten Geschichten spielt das Element des Slapsticks eine vordergründige Rolle. Eine überraschende Wende in der Handlung folgt der andern. Der Grad der Situationskomik steigt konstant bis zu einer frappanten Zäsur oder Pointe. Die Erzählerkommentare sind knapp und trocken gehalten. Der fein-abgewogene Humor und die „souverän gehandhabten erzählerischen Mittel machen Brüggens Texte leicht und nahezu schwebend“.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Jürgen Grambow: Er weiß, zu wem er redet. In: Norddeutscher Leuchtturm Nr.1335, 1978, S. 6.

## V. Zusammenfassung

Brügge ist ein „Geschichtenverteller“, der einen hohen Anspruch an seine eigene Erzählkunst gestellt zu haben scheint. Die Absicht, präzise Authentizität und eine breite Vielfalt in seinen Geschichten widerzuspiegeln und an geeigneten Stellen mit einer gehörigen Portion Humor aufzuwarten, zeugen von seiner treibenden und gewissenhaften Erzähllust. Intention Brügges war es, das Leben in einer Vielzahl von möglichen Konstellationen darzustellen, sowohl Menschliches-allzu-Menschliches wie die bedeutsamen Kleinigkeiten des Alltags.

Zum einen bediente sich der Autor seiner ausgeprägten Gabe, Menschen und ihre Umgebung einfühlsam und realistisch nachzuzeichnen. Er bekundet sich selbst und dem Leser seine Sympathie für einfache, arbeitende Menschen und seine Heimat- und Naturliebe. Aus diesem Grunde tritt in nicht wenigen Erzählungen das Individuum in den Hintergrund – und wird ersetzt durch die Schilderung von Umwelt, Milieu und Atmosphärischem.

Zum andern bediente sich Berthold Brügge seiner Erinnerung und seines Wissens, um persönlich-intime Erlebnisse weiterzugeben. Ein Teil seiner Erzählungen ist weniger durch eine moralische Intention geprägt als vielmehr durch den Anspruch, kurzweilige Unterhaltung zu bieten. Den Humor als traditionelles Gestaltungsmittel plattdeutscher Mundartliteratur beherrscht der Autor vortrefflich. Aus anderen Geschichten jedoch spricht die Lebensweisheit und eine grundsätzliche Lebensbejahung des Autors. Neben dem Vermitteln seiner Lebenserfahrungen war es auch seine Absicht, zeitgemäße Themen in die niederdeutsche Sprache einzubringen. Großes Augenmerk legte Brügge in seiner Ausdrucksweise darauf, den Eindruck von einer Mündlichkeit zu vermitteln, die sich am mündlichen Erzählen orientiert. Man spürt das Bedürfnis des Autors, sich mitzuteilen. Er unterhält, fabuliert, erklärt, verweist und erzieht.

An einer Stelle in seiner Geschichtensammlung schildert der „Autor als Erzähler“, auf welche Art und Weise aus seinem Denken und Erinnern Kunst werden konnte: „Æwer ick kam an all de Lichter, de Dudelmusik un den' blänkern Kram nich vörbie, ahn an de Jungstiet torügg-todenken, up eenen korten Stöt man blot, æwer lang nog, üm dat een orer anner Beläben för eenen Ogenblick torügg-tohalen. Vål koenen nich mihr ropen warnn, se sünd vergahn un vergäten. Anner kamen twors, æwer se danzen blot as bawern

Schatten achter Daak, ahn Klür, ahn Kopp un ahn Been, nähmen keen Gestalt mihr an, soväl de Gedanken sick ok afmäuhn. Œwer de, de up mi tokamen, warn Fleesch un Blot, stahn näben mi un snacken mit mi, dat ick meen, ehr Wüürd to hüren. Männingmal is dat ok man blot een Lachen orer een Blick, ut de de Ogenblick ut vergahn Tieden läwig ward.“ (S. 154 f.)

### Benutzte Literatur

Berthold Brügge: Mit Oll Topp bie Kap Huurn. Rostock 1977.

Renate Drefahl: Untersuchungen zu Publikationen des niederdeutschen Autors Berthold Brügge. Diplomarbeit, Rostock 1973.

Jürgen Grambow: Er weiß, zu wem er redet. Auf der Suche nach neuen Wegen in der niederdeutschen Belletristik – Berthold Brügge. In: Norddeutscher Leuchtturm Nr. 1335 vom 15.12.1978, S. 6.

Jürgen Grambow: Berthold Brügge. In: Merk-Würdigkeiten in Mecklenburg. Biographische Skizzen zur regionalen Literaturgeschichte. Heft 4: Stah fast, mien oll lew Muddersprak. Hrsg. vom Volkskulturinstitut Mecklenburg und Vorpommern durch Hartmut Brun. Rostock, 1991, S. 75-77.

Karl Homuth: Beobachtungen zum niederdeutschen Schrifttum Berthold Brügges. Diss. Rostock 1982.

Siegfried Neumann: Niederdeutsche Volkserzählung in der Gegenwart. In: Niederdeutsche Mundart und Literatur in der DDR. Rostock 1985, S. 32-40.

Gerd Richardt: „Nah Murmansk orer gor nah Havanna“. Wie die Träume des Berthold Brügge zu niederdeutscher Literatur wurden. In: Stier und Greif 4, 1994, S. 26-29.



## Berthold Brügge

Die Erzählkunst Berthold Brügges in  
„Mit Oll Topp bie Kap Huurn“

Name:

Thomas Tröller

Studiengang:

Magister

StipendienFächer:

Deutsche Sprache und Literatur (NF)  
Britische Literatur und Kultur (NF)  
Literatur und Kultur Nordamerikas (NF)

Adresse:

August Bebel Str. 47  
18055 Rostock  
Tel. 0381/25307  
e-mail → [tom.tr@uni-rostock.de](mailto:tom.tr@uni-rostock.de)

Hauptseminar:

Niederdeutsches Erbe und volkswissenschaftliche Forschung  
(WS 98/99)

Dozent:

Prof. Dr. Siegfried Neumanns



ter Daak, ahn Klür, ahn Kopp un ahn Been, nähmen  
 nihr an, soväl de Gedanken sick ok afmäuhn. Œwer de,  
 en, warrn Fleesch un Blot, stahn näben mi un snacken  
 m... en, ehr Wüörd to hören. Männingmal is dat ok man  
 blo... er een Blick, ut de de Ogenblick ut vergahn Tieden  
 läwige f.)

Benutzte

Berthold Brügg: ... Kap Huurn. Rostock 1977.

Renate Drefahl: ... Publikationen des niederdeutschen Autors  
 Berthold Brügg. D... k 1973.

Jürgen Grambow: Er... let. Auf der Suche nach neuen Wegen in  
 der niederdeutschen... Berthold Brügg. In: Norddeutscher  
 Leuchtturm Nr. 1335 von...

Jürgen Grambow: Berthold... k-Würdigkeiten in Mecklenburg.  
 Biographische Skizzen zur re... schichte. Heft 4: Stah fast, mien  
 oll lew Muddersprak. Hrsg... turinstitut Mecklenburg und  
 Vorpommern durch Hartmut Bru... 75-77.

Karl Homuth: Beobachtungen... en Schrifttum Berthold  
 Brügges. Diss. Rostock 1982.

Siegfried Neumann: Niederdeutsche... der Gegenwart. In:  
 Niederdeutsche Mundart und Literatur in... 1985, S. 32-40.

Gerd Richardt: „Nah Murmansk orer gor... die Träume des  
 Berthold Brügg zu niederdeutscher Literat... r und Greif 4,  
 1994, S. 26-29.

